Der

Schatz von St. Himmelspfort.

Roman

von

Georg Horn.

Zweite Auflage.

Lindauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöppingen

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

[1879]

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Jedes Recht, vorzüglich das der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Die Familie Turneyssen.

Seit etwa drei Jahrhunderten war die Familie Turneyssen die erste des Patriziats der alten früheren Reichsstadt. Durch eine weise Familiendiplomatie und durch Aufrechthaltung der Tradition hatte sie verstanden, sich im Besitz ihres alten und großen Ansehens zu erhalten. Die Turneyssen waren nach der Reformation namentlich durch die Verhetzungen hispanischen Fanatismus aus den Niederlanden in die Reichsstadt übergesiedelt, hatten Wechsel- und Handelsgeschäfte getrieben, saßen auch bald auf den höchsten Stühlen der Stadt, und als im Anfang unseres Jahrhunderts der Wirbelwind der Zeit die alten Perrücken von den Herrscherstühlen der kleinen aristokratischen Republik herabgeworfen, hatten sie sich nicht, wie andere Patrizierfamilien, auf das Schmollstühlchen gesetzt, sondern

schnell und rückhaltslos mit dem neuen Geiste der Dinge einen Kompromiß eingegangen und sich auf diese Weise ihren Einfluß und ihre Stellung als die ersten der Vornehmsten gesichert. Bei dem neuen Landesherrn durch ihre Klugheit und ihren Reichthum in hoher Gnade, leiteten sie die Dinge der Stadt nach wie vor, die öffentliche Meinung beherrschend, und ihre Interessen mit denen des Gemeindewohls vereinigend. Damals, als die alten Reichsverhältnisse aus ihren Fugen wichen, und ein Dekret Napoleon's I. im Lapidarstyle erklärte, daß die Republik vom heutigen Tage an aufgehört habe, war bei der Nachricht von dem Anmarsche der besitznehmenden Truppen ein Familienrath gehalten worden. Die Familie bestand damals aus vier männlichen Gliedern. Drei derselben, Brüder, waren verheirathet und hatten Söhne und Töchter. Der vierte war noch jung und unverheirathet; diesen, Namens Jean Timotheus Turneyssen, konnte man den Romantiker der Familie nennen. Im Aeußern scheu, zaghaft, schweigsam, wenig mit der Welt verkehrend, lebte er in seinen Gedanken nur den Erinnerungen seiner Familie. Er sammelte Alles, was auf die Geschichte der Stadt nur irgend Bezug hatte. Er besaß sehr schätzbare Alterthümer an Münzen, Pergamenten, Bildern, Hausrath — er bewohnte in der ersten Etage des Hofgebäudes ein

großes Gemach mit gothischer Wölbung und Täfelung aus der Renaissancezeit; am liebsten wäre er in schwarzsammtenem, pelzverbrämtem Gewande gegangen, in einer Kleidung, wie seine Altvordern durch zwei Jahrhunderte zu Rath gegangen waren. In diesem Familienrathe widersetzte sich Jean Timotheus Turneyssen allein jedem billigen Ausgleiche mit der Gestaltung der Dinge; wie er nur für die Vergangenheit lebte, so wollte er und sollte auch die Familie ihr treu bleiben und die ehrwürdigen Thore des alten Familienhauses vor dem Eindringen jedes Neuen verschließen. Seine Verwandten achteten seines Widerspruchs nicht, sie hingen mit ihren Gedanken, Bedürfnissen und Interessen, mit ihrem vollen Behagen am frischen, modernen Leben, sie gingen über den Schwärmer Jean Timotheus zur Tagesordnung über.

Jean Timotheus ließ sich sein Erbtheil auszahlen; eines Tages hatte er dem alten Familienhause den Rücken gewendet. Niemanden hatte er gesagt, wohin er seine Schritte wende, Niemand es auch je erfahren und je wieder etwas von ihm gehört. Er hatte mit seiner Familie vollständig gebrochen. Bei den Leuten der Stadt war das Gerücht im Schwunge, er sei mit einem Fluche von seiner Familienstätte geschieden. Denn wie ließe es sich sonst erklären, daß in verhältnißmäßig kurzer

Zeit fast die ganze Familie Turneyssen ausgestorben war? Der Präsident der Handelskammer war vor etwa zehn Jahren aus der Welt gegangen und hatte außer seiner Wittwe eine Tochter nur, Ada, keinen Sohn hinterlassen.

Das alte, stolze, reiche Geschlecht stand also auf zwei Augen und erlosch mit diesen für immer.

Die Wohnung der Frau Präsidentin Turneyssen bot in ihrer Einrichtung den Reiz der Vermischung des Alterthümlichen mit dem Modernen. Das Haus zeigte in seiner äußeren Fassade wie in den inneren Räumlichkeiten die schönsten und feinsten Motive italienischer Renaissance. Der Flur zur ebenen Erde, der Ausblick auf den Hofraum und die steinernen Galerieen, welche denselben von drei Seiten umgaben, das Treppenhaus und die Vorplätze athmeten schon vor dem Eintritt in das Innere ein Gefühl der Behaglichkeit aus. Zur Wohnung der Präsidentin in den ersten Stock führte eine breite Wendeltreppe, von welcher man in einen geräumigen Vorsaal trat. An den Wänden desselben liefen alte geschnitzte Truhen umher, die, mit alten rothen Tuchkissen bedeckt, zugleich als Sitzbänke dienten. Von der reichen Stuckdecke hing ein Kronleuchter von Messing herab, und rings von den Wänden schauten aus schwarzen schweren Rahmen die Turneyssen in ihren stattlichen Stoffge-

wändern mit gravitätischen Mienen. Das Gemach, in welchem die Präsidentin Salon hielt, war an den Wänden ganz mit alten Gobelins bedeckt, ein dichter Smyrna-Teppich bedeckte den Fußboden; den weißen kleinen Kaminsims schmückte eine alte Bronze-uhr und eine Garnitur alten meißener Porzellans; ein großer venetianischer Spiegel in üppigem Goldrahmen nahm den weiteren Raum über dem Kamin ein.

Die übrige Einrichtung des Zimmers, Möbel, Geräthe, waren nach dem neuesten pariser Geschmack, Sophas, Fauteuils, Couchetten von gelb und roth-braunem Seidendamast. Die Ecken des Zimmers waren mit Palmgewächsen ausgefüllt, und von der Decke verbreitete ein angezündeter Kronleuchter Helle und im Kamin ein tüchtiges Feuer Behagen. Die Fauteuils waren an das Kaminfeuer gerückt und in denselben hatte die Präsidentin und ein Mann in reiferen Jahren Platz genommen. Die Präsi-dentin mochte vielleicht eine hohe Sechzigerin sein, aber von der Ermüdung des Alters war ihr noch wenig anzusehen; aufrecht, vielleicht ein wenig steif, saß sie in dem Fauteuil; ihre Gesichtsfarbe wie ihr Auge waren noch sehr lebhaft, eine grau und schwarz melirte Haartour gaben dem Gesicht sogar etwas Kokettes. Wenn sie sprach, hatte jedes Wort etwas Abgemessenes, fast Befehlendes, wenn auch sonst ihr Ton und ihre Geberde ganz leidenschaftslos waren.

„Nur kein Echauffement“ wäre das richtige Motto für ihre Person gewesen, selbst bis auf den Anzug stimmte das; grau in grau waren die Farben, aber Alles kostbar, schwere Seide — echte brüsseler Spitzen. Der Mann ihr gegenüber füllte mit seiner lieblichen Rundung des Leibes den weiten Fauteuil vollkommen aus. Den Kopf bedeckte eine dunkle, äußerst sorgfältig in Stand gehaltene Perrücke, das schwammige Gesicht war von einer ungesunden weißlichen Farbe, unter der goldenen Brille blitzten ein paar helle Aeuglein hervor, deren lüsterner Ausdruck mit den Mundwinkeln korrespondirte, die stets in kauender Bewegung waren und zwei Reihen gut gearbeiteter Zähne sehen ließen. Der schwarze Anzug und die weiße Wäsche zeigten die große Sorgfalt, die der Träger derselben auf seine Person zu verwenden gewohnt war. Die kleinen weißen Hände mit einer goldenen Dose ruhten auf dem ansehnlichen Vorgebirge des Unterleibes. Dieser Mann war der Kurator des St. Vitusvereines, der Obergerichtsrath Sandauer.

„Das haben Sie wieder sehr gut gemacht, lieber Sandauer, Alles, was mir unangenehm ist, nehmen Sie mir ab, und es ist mir auf der Welt gar nicht wenig unangenehm. So zum Beispiel diese Gänge zu den armen Leuten — vier und fünf Treppen hoch; man macht sich die Handschuhe an dem un-

sauberen Treppengeländer schmutzig, und dann in den Wohnungen dieser Leute diese Dünste — Schon der Gedanke daran — bitte, geben Sie mir vom Kamin mein Flacon."

Mit großer Mühe erhob sich der Obergerichts-rath von seinem Sitze und reichte seinem Gegenüber nicht ohne Galanterie das Verlangte.

„Ja es mag wohl recht traurig sein, arm zu sein," fuhr die Präsidentin an ihrem Flacon riechend fort, „ich gebe es zu, aber man soll doch von unser-einem auch nicht gar so viel verlangen. Das Barmherzigsein — verstehen Sie auch recht, lieber Sandauer — das übertriebene, das ist sehr zur Mode geworden. Ich müßte wirklich das unangenehme Geschäft übernehmen, so die fünf und sechs Stiegen zu den Leuten hinaufzusteigen — denn wer kann sich der Sitte der Gesellschaft entziehen? — wenn Sie mich nicht dieser fatalen Verpflichtung über-höben. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, mein lieber Freund."

„O bitte, Frau Präsidentin — bitte gehorsamst — verlieren Sie kein Wort darüber."

„Nun, hat sich die Sache so herausgestellt, wie es in dem Brief des Mädchens dargestellt war?"

„Vollkommen, verehrteste Freundin. Ein sehr hübsches Mädchen — ein reizendes Mädchen fand ich — allerliebst —"

„Mein verehrter Freund," sagte die Präsidentin fast verweisend, „Sie gerathen da in eine Hitze wie ein Jüngling. Ich werde mich hüten, Ihnen künftig solche Kommissionen anzuvertrauen."

„Man wird von seinem Schönheitssinn eben noch manchmal in Versuchung geführt, aber jede Versuchung wird zu einer Gnade, wenn sie überwunden wird. Das arme Mädchen war in einem erbarmungswerthen Zustande, krank, ohne Hülfe, weil ohne alle Mittel —"

„Hat sie denn gar keine Angehörigen?"

„Nur einen Bruder — aber er ist ein armer, einfacher Waffenarbeiter und wohnt nicht hier. Und so liegt sie ganz hülflos und verlassen bei einer Frau, die aber kaum selbst das liebe Brod und sich für sie fast schon ganz aufgeopfert hat."

„Haben Sie sich auch im Hause erkundigt nach ihrem Lebenswandel und so weiter?"

„Auch das, Frau Präsidentin, eine Frau aus der Nachbarschaft wachte bei der Kranken, aus Gefälligkeit, wie sie mir bemerkte, und aus Liebe zu dem Mädchen. Bei ihr erkundigte ich mich, da mir die Frau Vertrauen einflößte, und der Bescheid lautete für das Mädchen sehr günstig. Still, häuslich, sehr solid und fleißig. Sie habe sich überarbeitet. — Früher gab sie in einer Nähmaschinen-Niederlage den Damen, die Maschinen kauften,

Unterricht im Nähen — dann arbeitete sie zu Hause für sich und die Nächte verwendete sie auf ihre Ausbildung."

„Ausbildung, da haben wir's! Das sind so die funkelnagelneuen Ideen. Ein Mädchen mitten unter Männern mit den Schreibärmeln von Perkal. Alle weibliche Würde geht heutzutage verloren — an der Eisenbahn, am Telegraphen sind die Frauenzimmer schon — nächstens werden die Männer den Weiberrock anziehen müssen. Was also weiter? Sie haben ihr den Dukaten gegeben?"

„Ja — und ich bringe Ihnen den Dank, den ihre Lippen auszusprechen fast zu schwach waren."

„Gut, ich werde jetzt meinen Doktor schicken. Wissen Sie auch, verehrter Freund, warum ich solchen Antheil an dem mir wildfremden Mädchen, dieser Klara Hosbeck, nehme? Ja so — hat sie denn nicht gesagt, wie sie darauf kam, gerade an mich sich zu wenden?"

„Ja doch — den Ruf Ihrer Wohlthätigkeit kenne sie aus gesunden Tagen; Sie hätten auch einmal eine Nähmaschine gekauft und damals einen so vertrauenerweckenden Eindruck auf sie gemacht."

„Hm — seltsam — seltsam!" ließ die Präsidentin sich vernehmen.

„Wie so, theure Freundin? — dabei finde ich gar nichts Besonderes."

„Wissen Sie, wodurch meine Theilnahme für das Mädchen erweckt wurde? Durch die Anrede in ihrem Briefe an mich: ‚Hochverehrte Frau Turneyssen!‘ Dadurch, daß mein Familienname ohne h und mit dem y geschrieben war, während alle Welt mit h und i schreibt. Jene sei die einzig richtige alte Schreibart, hatte Einer zu behaupten gepflegt, und der allein hat ihn auch so geschrieben — kein Anderer.“

„Und wer war das?“ fragte der Freund nicht ohne Spannung.

„Der Vetter meines seligen Mannes, Jean Timotheus Turneyssen. Das berührte mich ganz seltsam — ja unheimlich.“

„Reiner Zufall, nichts Anderes, wertheste Freundin,“ beruhigte der Obergerichtsrath. „Sie haben nie wieder etwas von Jean Timotheus gehört?“

„Nie wieder. Einmal nur hatte mein seliger Mann so eine Art von Nachricht — indirekt. Ein Jugendfreund meines Mannes, der Jean Timotheus auch gekannt, hatte sich auf einer Reise durch den Spessart bei Nacht und Unwetter von der großen Heerstraße verirrt und war in ein ganz entlegenes Seitenthal gerathen. Nach langem Umherirren hatte er die Hütte eines Meilers aufgefunden. In derselben fand er, am Herdfeuer sich wärmend, einen

eisgrauen Mann in Bauernkleidung, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Jean Timotheus gehabt haben soll. Der berichterstattende Freund hatte ihn angeredet — aber keine andere Antwort als ein stummes Kopfschütteln bekommen. Die Meilersleute kannten ihn selbst nicht; er habe bei ihnen Schutz vor dem Unwetter gesucht. Doch müßte er längst todt oder ein hoher Achtziger sein, und so alt sind die Turneyssen nie geworden."

„Allerdings klang mir der Dialekt des Mädchens, wenn sie auch ganz richtig sprach, doch mitunter etwas fremdartig — doch Alles nur Zufall, nichts Anderes. Und auf die Nachricht des Geschäftsfreundes gebe ich auch nicht viel, man weiß ja, verehrte Freundin, was man von allen solchen Nachrichten zu halten hat."

„Apropos, ich hatte ein Bild von dem jungen Menschen, von dem Maler bekommen, der das Benefizium des Pavillons genießt. — Der junge Mensch," fuhr Frau Turneyssen fort, „ist recht dankbar. Als einen Beweis, daß meine Wohlthat nicht an ihn verschwendet ist, hat er mir gestern ein kleines Bild gebracht."

„So — sieh'! Der junge Mann scheint sich bei Ihnen insinuiren zu wollen. Er scheint Ihre schwache Seite zu kennen, verehrte Freundin."

„Was nennen Sie meine schwache Seite?"

„Daß Sie sich noch durch solche scheinbar naive Beweise eines kindlich dankbaren Gemüthes ködern lassen, die doch nichts weiter als schlaue Berechnung dieser Kinder der Welt sind. Nächstens wird er von Ihnen Geld borgen."

„Dann bekommt er sicher nichts — ich habe kein Geld zum Verborgen — ich will mit der Welt in Ruhe und Frieden leben, darum borge ich nie etwas. Aber Sie scheinen dem jungen Mann nicht grün zu sein — und ich weiß nicht warum, verehrter Freund. Weil ich einmal einem andern Willen gefolgt bin, als dem Ihrigen. Das können Sie nicht vergessen — Sie tragen nach, und das — werther Freund, das ist keine gute Eigenschaft."

Herr Sandauer sagte nichts — er schob seine goldene Brille hin und her, was bei ihm das Zeichen war, daß er seinen Aerger niederkämpfte. Bald jedoch schien sein Unmuth verflogen zu sein, sein Kinn umspielte wieder ein freundlich sein sollendes, aber etwas sauersüßes Lächeln.

„Na, wo ist denn das berühmte Kunstwerk?" fragte er in einem gewissen kordialen Tone. „Lassen Sie mal sehen, ich will mich ja gern überwunden geben."

Die Präsidentin zeigte nach dem Fenster, auf eine elegante Staffelei von vergoldetem Holz. Auf dieser stand ein kleines Oelbild ohne Rahmen, das-

selbe stellte einen alterthümlichen Raum mit allerlei bunt durcheinandergestelltem Geräth, Stoffen, Abgüssen von Statuen vor; vor einer Staffelei stand, die Palette in der Hand haltend, eine hohe, imponirende männliche Gestalt mit weißem Bart und Haupthaar, in ein kostbares dunkelrothes, pelzverbrämtes Sammetgewand gekleidet; in der Tiefe des Gemaches, auf einer Art Estrade, lag auf ein dunkelsammtenes Ruhebett hingestreckt eine weibliche Gestalt — ohne irgend welche Hülle — im reinsten paradiesischen Zustande.

Ein faunisches Behagen glitt über die Züge des Obergerichtsrathes, vor dieser Macht und Fülle weiblicher Reize, wie sie seinen lüsternen Blicken aus dem Bilde und der weiblichen Gestalt entgegentraten. Wie in stiller Andacht verstummt, blieb er einige Minuten davor stehen, nur anschauend, genießend, mit allen Seh- und Gefühlsnerven dem Zauber des Bildes sich hingebend.

„Titian in seinem Atelier — eine Venus malend," bemerkte zur Erklärung die Präsidentin. „Nun? Was sagen Sie? Nicht wahr, das ist ein Talent?" Die Präsidentin sprach in diesen Worten einen gewissen Triumph aus.

„Hm — ein Talent — o ja — vielleicht! Aber werthe Freundin, welche Verirrung der jugendlichen Phantasie! Das nackteste Raffinement — das

ist unsere Kunst. Hier ist wieder ein Beweis davon. Ich bin im Innersten empört darüber, ich kann kaum Worte finden über die Frechheit Ihres Schützlings, Ihnen, einer so exemplarisch tugendhaften Frau, ein solches Sujet nur vor die Augen zu bringen. Ich begreife Sie nicht, werthe Freundin, mit Ihrem weiblichen Zartgefühl, daß Sie das Unanständige einer solchen bildlichen Darstellung nicht gefühlt haben und das Bild auch noch recht an's Fenster stellen."

„Meinen Sie?" versetzte die Präsidentin etwas verblüfft. „Ich hatte mir eigentlich nichts dabei gedacht. Aber da Sie mich darauf aufmerksam machen, sehe ich ein, daß Sie Recht haben. Ich werde das Bild wegstellen lassen."

„Das ist nicht genügend, verehrte Freundin, damit ist dem üblen Einfluß, den es ausüben kann, nicht gewehrt — das Bild muß vernichtet werden."

„Das wäre doch schade, lieber Sandauer."

„Um nichts ist es schade, was durch böses Beispiel wirkt, und wenn es noch so kostbar. Ich bitte mir von Ihnen das Bild aus, ich will sicher sein, ich will zu Hause selbst das Autodafé vornehmen, und Sie werden mir die Erfüllung meiner Bitte nicht verweigern."

Sein Ton war entschieden, beinahe drohend,

und verfehlte, das wußte der Obergerichtsrath sehr genau, seine Wirkung auf die Präsidentin niemals, wenngleich er, in seiner klugen Berechnung, dieses Druckwerk auch möglichst selten in Bewegung setzte. Schon hatte er den kleinen, von der Leinwand überspannten Holzrahmen erfaßt, als derselbe ihm durch einen kräftigen Griff aus der Hand genommen und an seinen früheren Platz gestellt wurde.

Vor dem Ueberraschten und durch diese energische Begegnung seines Willens hoch Entrüsteten stand eine hohe weibliche Gestalt — dieselbe war schon früher, unbemerkt von den Beiden, in das Zimmer getreten; der Smyrna-Teppich hatte das Geräusch ihrer Schritte gedämpft, und ihr herrlicher Kopf hatte zuerst nur hinter der Gobelin-Portière hervorgelugt. Eine hohe und doch anmuthige, gelenke Gestalt — eine vollendete Taille und eine prachtvolle Büste wurde von dem dunklen, mit schmalem braunem Pelz verbrämten Sammetgewande wie von einem Panzer umschlossen. Auf der Büste saß ein Kopf von kühner, stolzer Zeichnung der Gesichtslinien. Das reiche blonde Haar war einfach in einem griechischen Knoten um das Haupt gewunden. Unter dunklen Augenbrauen blitzten dunkelbraune, fast schwarze Augen. Den Mund mit seinen vollen, rosigen Lippen umgab ein Zug graziöser Ironie, der durch die weite Oeffnung der

Nase noch stärker markirt wurde. So frisch, lebendig, kräftig die Gestalt in ihrem Bau und ihren Bewegungen war, um so auffallender kontrastirte dagegen die auffallende Bläße des Gesichtes — nicht die Bläße des Abgelebten, der Ermüdung, noch weniger des Leidens, nein, die Haut war so frisch, so zart und klar, die Form des Gesichtes von so schöner Fülle, daß bei diesen Eigenschaften die ganz eigenthümliche Farbe, die etwa einem dünnen Ueberzug von rosenrothem Wachs über weißem Marmor vergleichbar, von ganz merkwürdiger Wirkung war.

Niemand ging an demselben vorüber, ohne mit seinen Blicken davon gefesselt zu werden — und wenn man dieser Erscheinung in den Gesellschaftssälen, in Galerieen begegnete, so stockte die interessanteste Unterhaltung, trat das erhabenste Kunstwerk in Schatten, und vor der Seele des von solch' mächtigem Eindruck Befangenen wurden die Gestalten der holdesten Zauberinnen der Mythe und Legende wieder lebendig.

„Nein, mein theuerster Freund," ließ sich diese neue interessante Erscheinung vernehmen, „das Bild wird nicht hinweggenommen, noch weniger verbrannt — die glühende Seele eines jungen, hochbegabten Künstlers vernichtet man nicht auf solche Weise — wenn es Ihnen überhaupt mit dem Verbrennen

wirklich Ernst war, was ich, offen gestanden, nicht glaube."

„Wie können Sie so was denken, Fräulein Ada!"

„Ich bin sicher," fuhr die Sprecherin fort, die Sache in das Scherzhafte ziehend, „daß Sie zu Hause über das Bild ein reizendes Kästchen machen lassen und in Ihrem Kämmerlein jeden Morgen und Abend Ihre Andacht davor verrichtet hätten. Die Venus ist wunderbar gemalt, eine würdige Kopie des Originals des großen Farbenkünstlers. Meinem Fühlen liegt Titian weit näher als Raphael. Jede Empfindung ist bei ihm in die Glut der Leidenschaft getaucht, bei Raphael in die Idealität des Gedankens. Und was Sie vorhin bemerkten von der Unanständigkeit dieser Darstellung — kein Gegenstand, der durch die Kunst veredelt wird, ist unanständig — dieses wird nur durch unsere Empfindung hineingetragen. In jedem Kunstwerke schaut nur der Mensch sich selber an."

Es entstand für die Präsidentin eine recht peinliche Verlegenheit: sie mußte begreifen, wie verletzt, ja ergrimmt ihr Freund über das Gebahren ihrer Tochter Ada war. Sie durfte gegen ihn nicht Partei nehmen, und Ada ernsthaft zu tadeln, dazu war sie von Beiden zu sehr beherrscht.

„Rechten Sie nicht mit dem launenhaften Kinde,

mein Freund, — Sie kennen sie ja — sie hat von jeher ihre eigenen Gedanken gehabt, einen ganz andern Ideenkreis, als wir Beide — dem Himmel sei es geklagt. Mir ergeht es nicht besser als Ihnen, und sie meint es von Herzen nicht böse, nicht wahr, liebe Ada?"

„Da soll man kaltes Blut behalten, Mama, wenn man von einem sonst so klugen Manne, wie Deinem Freunde, solche Ansichten aussprechen hört! Schlimm genug, wenn sie ernst gemeint sind — schlimmer noch, wenn dem nicht so ist. Ich kann von Männern die Ascese nicht ausstehen, und mein hochverehrter Herr Vormund gehört auch zu der Partei dieser Nazarener. Gut, wenn die Augenlust verdammt sein soll, so möge man sich erinnern, daß mit der Augenlust auch die Sinnenlust und das hoffärtige Wesen in der Bibel verdammt ist. — Die Sinnenlust, als darunter begriffen sind — gute feine Weine, leckere Diners und Soupers, welche die Anhänger der ascetischen Partei doch so sehr lieben, und unter dem hoffärtigen Wesen die Sucht, über jede moderne, abweichende Denk- oder Geschmackseinrichtung absprechen zu dürfen. Zu jedem gesunden, fruchtbaren Glauben gehören gesunde Nerven, und gesunde Nerven sind nur durch eine gesunde Sinnlichkeit möglich, und besser eine gesunde Sinnlichkeit, als eine kranke Moral."

Damit hatte Ada das Zimmer ihrer Mutter verlassen, sie war schon bei dem Ausgange, als sie umkehrte und das Bildchen von der Staffelei mit sich nahm.

Die Worte waren unmittelbar an den Ober-gerichtsrath gerichtet und dieser hatte sie auch recht wohl verstanden. Sein langjähriger Verkehr mit dem Hause Turneyssen fand zum Theil seine Erklärung in dem ausgezeichneten Tische, welcher in dieser Familie traditionell war und gleichsam als eine äußere Verpflichtung der hohen Würde derselben angesehen wurde. Und was Ada mit der kranken Moral sagen wollte? Sollte sie etwa wissen? Einen Moment flog eine finstere Falte über seine glatte Stirn. Dann aber glättete sich diese wieder und ein feines Lächeln umspielte seinen Mund, als wollte er sagen: Nicht doch — wie sollte sie auch? Unmöglich!

„Wollen wir nicht eine Partie Ecarté spielen, werther Freund?"

„Ich danke," war die kurze Antwort des Gefragten. „Sie würden besser daran thun, Ihre Zeit zur besseren Erziehung Ihrer Tochter zu verwenden."

In das Gesicht der Präsidentin trat alles Blut. Der heftigen inneren Bewegung schien auch ein entsprechender Ausbruch in Worten folgen zu wollen,

allein sie bezwang sich zu rechter Zeit und sagte mit einer gewissen ironischen Betonung:

„Aber auf Ihren Rath war es doch geschehen, daß ich das Kind in die Erziehung zu den Nonnen vom geheiligten Herzen Jesu gab."

„Von dort hat sie nicht diese verderblichen, halb verrückten Ansichten mitgebracht."

„Ada hatte von Kindheit auf ihre eigenen Gedanken, dort mögen sie niedergehalten worden sein, und was über Gebühr beschränkt wird, das artet zuletzt aus. Wollen Sie nicht zum Abendessen hier bleiben?"

Herr Sandauer hatte bereits seinen Hut in der Hand und schickte sich zum Gehen an.

„Nein," war seine barsche Antwort. „Ich sitze nicht gern an Tischen, wo mir jeder Bissen nachgerechnet wird."

„So müssen Sie mich auch noch ärgern!" schmollte die Präsidentin; „Sie sind empfindlich, ja das sind Sie immer, und das steht einem Manne wie Ihnen am wenigsten an. Sie wissen, daß man bei Ada nicht jedes Wort auf die Wagschale legen darf — ihr Herz aber ist gut — tief — und edel. Aber da Sie empfindlich sind wie eine alte Jungfer und durchaus nicht bleiben wollen, obgleich ich Ihr Lieblingsgericht — Hummercotelettes mit Austernsauce — habe machen lassen —"

Bei dieser Erwähnung zogen sich die Mundecken des Obergerichtsrathes lüstern in die Höhe, er stellte den Hut wieder bei Seite und versicherte seine liebe, werthe Freundin, daß sie ihn ganz falsch verstanden habe, daß er gar nicht empfindlich sei, namentlich bei solchen überzeugenden Beweisen der Freundschaft, wie Hummercotelettes mit Austernsauce.

Zweites Kapitel.

Wo Stuben vermiethet werden.

Verlassen wir das Haus der Präsidentin und gehen durch die Straßen der inneren Stadt bis vor's Thor. Dort hören die Spiegelscheiben und die Trottoirs auf, dort beginnt ein Quartier von einstöckigen Häusern, die hie und da durch einen kleinen Garten getrennt, aber mehrentheils an einander gebaut sind. Die Fenster sind mit Moos verstopft, die grau gewordenen Mousselinvorhänge sind an den Fenstern angefroren und Kinder mit den Ueberbleibseln von Weihnachten, verstimmten Trompeten und durchlöcherten Trommeln sind die einzigen lebenden Wesen, denen man begegnet, es müßte denn hie und da eine Frau sein mit ungekämmtem Haar und höchst nachlässigem Anzug, die da mit Mehl und Schmalz auf dem Teller aus der kleinen Boutique des Krämers kommt. Ein Häuschen

zeichnet sich durch seine Sauberkeit vortheilhaft aus. Der Anwurf ist hell und sauber, die Läden sind grün angestrichen und hängen nicht, wie an den meisten der Nebenhäuser, in halben Angeln, die Fenster sind auch von einem Mooskranz umgeben, aber dieser verfinstert nicht, sondern erhellt die Fenster, weil die Scheiben derselben blank geputzt sind; die Vorhänge, sogar Gardinen schimmern schneeweiß heraus, und ein kleiner Ziertopf mit einigen Frühlingsblümchen scheint ein herzliches „Grüß Gott" und „Prosit Neujahr" herauszurufen. In der Stube selbst athmet Alles Ordnung, Reinlichkeit und Solidität. Die Wände haben eine einfache hellgrüne Tapete. In der Ecke der Stube steht ein schwellendes Bett aufgerichtet; eine weiße Decke mit einer Mousselinfrisur ist darüber gedeckt. An dem Ofen steht ein kleiner Armstuhl mit den Spuren früherer Vergoldung, die mit dem braun gewordenen Lederüberzug wenig harmonirt. Die Haupt- und Prachtstücke der Wohnung sind ein eingelegter, polirter, hochbäuchiger Sekretär, oben mit einer Galerie versehen, und ein Eichenschrank mit Messingbeschlag und mit hohen geraden Füßen. Auf dem Tritt am Fenster steht ein kleiner altmodischer Nähtisch von Eichenholz mit Messing beschlagen, dabei ein bequemer Polsterstuhl. Der einzige Schmuck und Luxus, durch den sich diese Wohnung außer den

vorhin gerühmten Eigenschaften auszeichnet, sind die Oelbilder an den Wänden — männliche und weibliche Studienköpfe, mehr oder minder ausgeführt, ohne Rahmen, die Leinwand einfach über die Holzleiste geschlagen. Ein ascetischer Zug, das Nazarenerthum ist in allen vorherrschend. Ein anderes, von dieser Richtung abweichendes Bild steht auf einem Stuhle mit dem Rücken an der Lehne desselben. Es gehört dem sogenannten historischen Genre an und stellt den Sieg der weiblichen Schönheit dar, in jener Gerichtsszene von Korinth, in welcher die schöne Phryne angeklagt und auf dem Punkte, verurtheilt zu werden, dadurch gerettet wird, daß ihr Vertheidiger, nach Erschöpfung aller seiner gegen die Anklage gegebenen Beweise, das Gewand von dem Busen seiner schönen Klientin zieht und den rosigen Marmor desselben den Blicken der geblendeten und entwaffneten Richter preisgibt. Vor dem Bilde stand eine Frau von vielleicht fünfzig Jahren, sie war hoch und kräftig von Figur, auf ihrem Gesichte lag noch ein Abglanz früherer Schönheit in dem edlen, feinen Schnitt der Züge, aber Frische und Jugend waren aus ihnen entwichen und der Gram, die Sorge schienen an deren Stelle von ihnen Besitz genommen zu haben. Aus ihrem Auge strahlte Wehmuth, und ihre Lippen umgab ein Zug bitteren Schmerzes. Das Bild schien sehr ernste,

schmerzliche Gedanken in ihr wach zu rufen. Ihren Betrachtungen wurde sie durch den Eintritt eines kleinen, korpulenten Mannes mit geröthetem Gesichte, dunklem Haar und dunklen scharfen Augen unter der goldenen Brille entrissen. Die Frau begrüßte ihn als „Herrn Geheimerath“ und reichte ihm mit einem Morgengruß in kurzen, aber bescheidenen und herzlichen Worten die Hand.

„Danke, danke, Frau Seewald,“ sagte der Eintretende — es war der Geheimerath Doktor Riedl, der Hausarzt der Frau Turneyssen. „Sie haben sich an dem Fräulein Klara Hosbeck als eine brave, wackere Frau bewährt.“

„Christenpflicht, Herr Geheimerath. Das Mädchen wohnte bei mir seit zwei Jahren, hat sich immer tadellos aufgeführt — und wenn das auch nicht gewesen wäre, vorausgesetzt, daß ich sie dann in meinem Logis behalten hätte — so würde ich ihr dennoch in ihrer Krankheit meine Hülfe nicht versagt haben. Nun, wie finden Sie denn Fräulein Klara am Morgen?“

„Ich denke, wir sind mit ihr über den Berg hinüber.“

„Ach du liebes Herrgottchen! Einen schönern Morgengruß hätten Sie mir nicht bringen können, Herr Geheimerath.“

„Im Vertrauen, Frau Seewald, ich bitte Sie

im Interesse der Kranken um eine Gefälligkeit. Auf Veranlassung der Frau Turneyssen ist eine barmherzige Schwester zur Pflege der Kranken bestellt, was ich nur billigen kann. Ich weiß die aufopfernde Thätigkeit dieses Ordens aus vielfacher Erfahrung zu schätzen. Die Selbstverleugnung des Menschen ist in diesen Heldinnen der Krankenstube zu höchstem Ausdruck gelangt, aber gerade Schwester Dominika, die Sie mir hierher geschickt haben, verwechselt das Krankenbett oft mit dem Predigtstuhle. Darum möchte ich Sie freundlichst gebeten haben, daß Sie öfters hinüber gehen zur Kranken und allen Einflüssen der Schwester Dominika begegnen, aber nur, wenn Sie sich vor einer Typhusrekonvaleszentin nicht fürchten."

„Fürchten! Ich, Herr Geheimerath! Wo wäre ich da, wenn ich nicht im Leben so herzhaft im Vertrauen auf meinen Gott und Heiland gewesen wäre! Da läge ich schon längst in Elends Gründen, und das Mark in meinen Gebeinen wäre verdorrt ohne Den, der mich mit seiner treuen Hand durch Noth und Gefahren tapfer hindurch geführt hat, obwohl mir oft noch so bange war. Wenn Sie es mich heißen, da kann es ja um keiner schlechten Sache willen sein."

„Nein, wahrhaftig nicht, Frau Seewald — meine Gründe habe ich Ihnen bereits gesagt, es

ist nur um Schwester Dominika's willen. Ich hätte es mir aber denken können, daß der Obergerichts-rath Sandauer sie hieher schicken würde."

„Sandauer?" wiederholte Frau Seewald mit einem Tone des Schreckens und der Bestürzung.

„Ja, der Obergerichtsrath Sandauer. Wundert Sie das so sehr?"

„Alois Sandauer?" fragte Frau Seewald, und ihre Blicke hingen in höchster Spannung an den Lippen des Arztes.

„Alois? Warten Sie einmal — ich muß hier eine Visitenkarte von ihm haben."

Der Geheimerath zog sein Portefeuille und suchte unter den Karten, bis er die richtige fand, die er Frau Seewald reichte.

„Ja, Sie haben Recht, Alois Sandauer. Kennen Sie ihn denn nicht? Er war im Auftrage der Frau Turneyssen schon hier — in Ihrem Hause."

„Ich habe den Herrn nicht gesehen. Ich bin oft ganze Tage aus dem Hause und bei den Herrschaften."

„Wenn Sie das so sehr interessirt, so können Sie die Karte behalten."

„Nein, ich danke; nehmen Sie die Karte wieder — so nehmen Sie doch."

Die Frau, die bisher so ruhig, so sanft war,

sprach jetzt in einem herben, ja leidenschaftlichen Tone, so daß der Geheimerath sich veranlaßt fand, seine Brille zu rücken und einen langen prüfenden Blick auf sie zu richten. Dann streifte sein Auge das Bild auf dem Sessel und blieb daran haften.

„He? Was ist denn das? Sapperlot — ein ganz allerliebstes Bild, durchgebildete klare Komposition — feine Empfindung in der Farbe — hübscher Ton im Ganzen — viel — viel Talent. Wie kommen Sie zu dem Bilde, Frau Seewald?"

„Mein Sohn hat es gemalt."

„Sieh' mal, Ihr Herr Sohn ist also Maler? Und ist hier bei Ihnen?"

„Zu dienen, Herr Geheimerath, aber," fügte sie mit einem sanften Lächeln hinzu — „er schläft noch. Er wollte durchaus Maler werden. Ja, die Kunst ist oft ein Brod der Thränen, aber in einem anderen Berufe, den er sonder Lust gewählt hätte, würde er die Bitterkeit auch gekostet haben, nur in anderer Weise.

„Darum habe ich mich seiner Neigung nicht widersetzt und bin auch recht froh — Hubert ist zwar noch ein wenig weich und schwankend, aber darum ist er auch noch jung und eine Künstlernatur. Die geht nicht in Stahl und Eisen. Die Muskeln seines Charakters werden sich schon härten — ich lasse ihn darum auch mit jeder Art von

Gesellschaft verkehren. Eine gute Natur muß das Kunststück von Münchhausen vollbringen, sich selbst am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe herauszuziehen."

Diese einfache Frau in dem ärmlichen Kattungewande sagte das mit so überzeugender Einfachheit, so ohne alle Absicht und Betonung, wie etwas, das sich von selbst verstünde, daß der Geheimerath zu ihr mit einem Ausdruck von Verehrung und Bewunderung emporsah.

„Und diese Köpfe da an den Wänden, die hat Ihr Sohn auch gemalt?"

„Zu dienen, Herr Geheimerath, das sind die ersten Buchstaben seines Pinsels."

„Buchstaben seines Pinsels. — Hören Sie, das sagt nicht so leicht eine Frau, die in der Sphäre, in der Sie hier hausen, wirklich geboren ist."

„Warum, Herr Geheimerath? Ist das Denken oder Sinniren irgend an eine bestimmte Gesellschaftsklasse geknüpft?"

„Das allerdings nicht — aber das Lächeln, das da über Ihre Züge ging, der Schmerzenszug der Resignation, das soll mich doch nicht irre machen. — Sie waren verheirathet?" fragte der Arzt weiter — „verzeihen Sie, daß ich Sie ein wenig examinire, aber bei Gott, es geschieht aus redlichem Herzen und in guter Absicht."

„Ich war verheirathet; mein Mann war ein subalterner Steuerbeamter. Vor zehn Jahren starb er, sein Sohn war und ist mein einziges Kind. Vor anderthalb Jahren zog ich wegen der akademischen Studien meines Sohnes in diese Stadt, hier besorge ich für die Frauen feine Wäsche, und davon ernähre ich mich auch, und vom Vermiethen des kleinen Zimmers gegenüber. Das Häuschen habe ich für mich allein gemiethet, weil es zu meinem Metier mir nothwendig ist. Und nun, Herr Geheimerath, nun wissen Sie Alles, was Sie von meinem Dasein irgend interessiren könnte."

Alles hatte sie dem Arzt aber doch nicht gesagt, daß sie sich nicht allein mit ihren körperlichen Kräften, sondern auch mit ihren Geldmitteln bei der Pflege der Kranken erschöpft hatte. Frau Seewald ließ sich jedoch davon nichts merken; unermüdlich in Liebe und Sorge, gab sie sich dem Samariterdienste hin, und sie würde sich vollends geopfert haben, wenn nicht jener den Kranken eigenthümliche Scharfblick die Patientin hätte einsehen lassen, daß es in dieser Weise nicht mehr länger gehen könne. Der Brief an die reiche Frau Turneyssen war ohne Vorwissen der Frau Seewald geschrieben; denn diese hätte noch lange — lange geschwiegen und sich weiter geopfert, wenn nicht Frau Turneyssen's Hand thätig und hülfreich eingriff

und den Dingen in dem kleinen Hause eine andere Wendung gegeben. Für die Kranke war nun im ausreichendsten Maße gesorgt; an die Pflegerin aber dachte Niemand, und von der schweren Sorge, mit der belastet sie das neue Jahr begann, wäre gegen den Geheimerath nicht ein Laut über ihre Lippen gegangen. Sie sollte nächste Woche die halbjährige Miethe für Haus und Gärtchen bezahlen. Auf den Verkauf des Bildes hatten Mutter und Sohn ihre einzige Hoffnung gesetzt.

Als der Arzt sich mit einigen Worten empfohlen hatte, kam Hubert aus seiner Schlafkammer, etwas trüb und unsicher aus den Augen schauend. Wie aber seine Blicke seiner Mutter begegneten, wurden sie hell und klar, er ging auf sie zu, faßte mit wahrer Inbrunst ihre Hand; ein wehmüthiges Lächeln glitt über ihre Züge, gemischt mit einem Gefühl des Stolzes, als sie ihm jetzt die vollen blonden Haare aus der Stirne strich. Dann umarmte Hubert seine Mutter, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, das war der Morgengruß zwischen Mutter und Sohn, nicht ein Wort wurde gesprochen, die Seelen sprachen, und die wußten recht gut, was sie einander zu sagen hatten — von Hoffen und von Wünschen. Nicht einmal die Thränen, die Frau Seewald im Hinausgehen über die Wangen liefen, ließ sie vor ihrem Kinde sichtbar werden;

sie kehrte mit einer kleinen Kanne, einer Tasse und einem Stück Kuchen in die kleine Stube zurück. Hubert saß am Tische, den Kopf auf beide Arme gestützt, die Blicke starr auf das Bild gerichtet.

„Du grämst Dich, mein Junge. Laß das, am heutigen Tage wenigstens, hebe Auge und Herz zu Dem empor, der da geholfen hat von Anfang aller Tage. Freue Dich des lieblichen Sonnenstrahles, der Dich bescheint, mit dankbarem Herzen und denke, daß unter diesem Gottesstrahl noch keines der Wesen verloren gegangen ist, die Gott im Herzen getragen haben. Und redlich sein im Herzen bei der Sache, die man sich erwählt, und tapfer an ihr festhalten, wenn auch alle Widerwärtigkeiten heranstürmen — das ist eine Kraft von Oben. Was wäre aus mir geworden, wenn mich der Glaube verlassen hätte — wie hätte ich Dich, mein Höchstes und Bestes, meine Rechtfertigung vor der Welt und vor Gott, wie hätte ich Dich aus den Wellen des Elends immer hoch emporhalten können! Du bist meine Sache, und dieß Bild, die Kunst, ist die Deine!“

„O Mutter — Mutter! Hätte ich doch nie die Fähigkeit gehabt, mit meinem Auge die Strahlen der Schönheit zu trinken, wäre es blöde, stumpf geblieben, für alle edlen Sinneneindrücke verschlossen! Hätte ich Düten drehen und Holz spalten gelernt, Dir und mir wäre besser!“

„Hier, mein Sohn, nimm Dein Frühstück — die Nachbarin hat uns gestern ein Stückchen von ihrem Festkuchen verehrt und das wird Dir munden."

„Mutter, ich danke Dir. Hast Du denn schon gefrühstückt?"

„Ich, Hubert? — O ja — ja, ich habe schon gefrühstückt."

Der Sohn mochte dieser Versicherung nicht recht trauen; er ging an den Ofen, wo unterschiedliches Geschirr stand, nahm eine Tasse und zeigte sie der Mutter mit den Worten: „Nein, Mutter, Du hast noch nicht gefrühstückt, hier steht Deine Tasse noch unberührt."

„Aber Hubert, ich habe sie bereits gespült."

„Nein, Mutter, das hast Du noch nicht gethan, denn sonst stünde die Tasse zum Trocknen ganz wo anders. Ach, Du — sonst pflegen nur die Kinder ihre Eltern zu belügen — Du, ja Du, thust aber das Gegentheil, Du belügst Deinen Sohn, nur damit er das Frühstück nicht zurückweist, denn sonst, Du weißt es recht gut, würde er's nicht nehmen, und wenn er sich vergiftet hätte, und das ein Gegengift wäre, womit er sich das Leben retten könnte. Ach, Mutter, wenn ich es nicht schon längst wüßte, jetzt müßte ich dessen inne werden, wie Du Deinen Jungen lieb hast, daß Du seinetwegen

zu solch unmoralischem Mittel greifst. Ich kann Dein Opfer gar nicht annehmen — mein armer Kopf — sie haben mir in der Gesellschaft gestern bei dem Herrn Dupont furchtbar zugesetzt, und oft dachte ich: Ach, wenn Deine Mutter nur die Hälfte von dem hätte, was hier unnütz vergeudet wird! Ich habe mitthun müssen, denn sonst halten sie Einen gleich für einen schlappen Kerl, aber heute ist mir am besten, wenn ich gar nichts genieße." Das sagte er aber nur, um seine Mutter zu bewegen, den Kaffee zu trinken, was diese erst nach langem Bitten seitens des Sohnes that.

Währenddem berathschlagten sie Beide, wie sie die fehlende Miethe aufbringen wollten. Es wurde hin und her erwogen und kein Mittel gefunden, das ein günstiges Resultat hätte in Aussicht stellen können. Ihre Hülfsmittel waren wenige, und damit waren sie zu Ende. Hubert kam in der Verzweiflung auf allerlei komische Auskunftsmittel. Er wollte sich bei dem Stubenmaler, der in der Nähe wohnte, auf einige Zeit verdingen, da diese Kunst jedenfalls besser rentire, als die seine; auch zum Photographen, um den Retoucheur zu machen.

Er hatte Recht, Leimfarbe und Kollodium rentiren viel besser, als die Phantasie, um deren Haupt die Offenbarungen der Schönheit kreisen.

Es trat noch eine dritte Person in den Rath

ein, eine weibliche, in der Ordenstracht der barmherzigen Schwestern, dieselbe, von welcher der Arzt vorhin gesprochen hatte. Ganz leise war sie in die Stube getreten, ohne daß die Beiden dessen gewahr wurden. Ein bleiches Gesicht schaute aus der weißen Barbette, die dunklen Augen waren von lebendigem Ausdruck, die Züge, von Natur in harten Linien gehalten, nicht gerade unfreundlich.

„Verzeihen Sie, werthe Frau Seewald," sagte sie zu dieser, „wenn ich mich in Ihre Angelegenheit mische, aber vielleicht findet eine dritte Unbetheiligte einen Ausweg, den Sie Beide umsonst suchen. Wenden Sie sich doch an den Vorstand des St. Vitus-Vereines, an den Obergerichtsrath Sandauer."

„An den —?" Frau Seewald wollte dem kurzen fragenden Ausruf eine nähere Bezeichnung hinzufügen, aber im nämlichen Moment hatte sie sich wieder besonnen und preßte die Lippen zusammen, um das Wort, das ihr schon auf der Zunge schwebte, zu ersticken. Die Erregung, die vorhin an ihr zu bemerken war, als der Geheimerath zum ersten Male den Namen des Betreffenden ausgesprochen, kehrte wieder in einer bittern Schmerzbewegung der Gesichtsmuskeln, in dem verachtungsvollen Zug, der sich um die Mundwinkel legte, in dem Aufblitzen ihrer stillen, sonst so sanften Augen.

„Verzeihen Sie mir, Frau Seewald," äußerte die Nonne wieder — „es war nur ein Vorschlag — weil ich sah, daß Sie in Noth seien, und Ihnen gern helfen möchte. O, mein verehrungswerther Gönner verfügt über große Mittel, aber da Sie nicht wollen — Fräulein Klara verlangt nach Ihnen — bitte, kommen Sie zu ihr hinüber und versehen Sie eine halbe Stunde meine Stelle. Ich will in unsere Kapelle zur heiligen Messe gehen. Wenn ich Sie verletzt habe, bitte ich Sie nochmals um Entschuldigung, meine gute Frau Seewald."

Hiermit ging Schwester Dominika eben so lautlos, als sie gekommen war. Als sie fort war, faßte Frau Seewald mit einer fast leidenschaftlichen Innigkeit die Hand ihres Sohnes, ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

„Hubert, wenn Du auf Deine Mutter etwas hältst, wenn Dir mein Andenken nach meinem Tode lieb und theuer ist — gehe nie einen Weg mit diesem Mann zusammen. Wenn er seine Hand reichen will, weise sie zurück, und die Freundlichkeit, die er Dir vielleicht bieten will, beantworte sie mit Verachtung — um Deiner Mutter, Deiner armen Mutter willen."

Frau Seewald war zu schnell aus der Stube gegangen, als daß Hubert sie um eine Erklärung

dieser bedeutsamen Rede hätte angehen können. Vielleicht wollte sie diese gerade vermeiden. Drüben über dem schmalen Flur öffnete sie leise eine Thüre, und als sie in die kleine Stube trat, sprach ihr eine Stimme mit schwachem, aber deutlichem Tone:

„Glückliches Fest, Frau Seewald!"

Eine abgemagerte, weiße Hand streckte sich ihr entgegen, aus den weißen Kissen des Bettes hob sich mühsam mit leichtem Nicken ein bleiches, von dem Wüthen des Fiebers abgezehrtes Antlitz, das des kranken Mädchens, welches durch die eigenthümliche Schreibweise des Namens Turneyssen das Interesse der Trägerin dieses Namens erweckt hatte.

„Es wird für uns Beide nöthig sein, liebe Freundin, daß das neue besser wird, als das alte war, wir wissen warum. Der Geheimerath hat mir Hoffnung gemacht, daß ich bald wieder genesen werde. Nun geht es ja vorwärts. — Heute ist der erste Schritt dazu — Ach, Frau Seewald, wie ich mich auf den schönen Frühling freue! Ich grüße ihn mit einem neuen Leben. Dann wollen wir ihn Beide auch recht genießen — und recht oft miteinander in die Haide gehen. Nicht wahr, jetzt bleiben Sie ein wenig bei mir, bis Schwester Dominika wieder kommt?"

Schwester Dominika nahm ihr Brevier und ging.

„Ich weiß nicht," sagte das kranke Mädchen, als sie mit Frau Seewald allein war, „warum mein Bruder Konrad nichts von sich hören läßt. Sonst verging keine Woche, in der er mir nicht schrieb. Nicht einmal heute, und er weiß doch, daß ich krank bin. Mein Gott — wenn er ebenfalls krank wäre!"

Frau Seewald sprach dem Mädchen Trost zu, sie möge sich in Rücksicht ihres leidenden Zustandes nicht auch noch um Andere ängstigen. Junge Leute nehmen das oft nicht so genau, erst mit den zunehmenden Jahren bekümmere man sich um seine Angehörigen mehr.

„Darin thun Sie meinem lieben Konrad Unrecht, Frau Seewald. Er ist ein wackerer Mann und besitzt das zärtlichste Herz, das tiefste Gemüth für alle Menschen, namentlich aber für mich, die er fast aufgezogen hat. Als unsere Mutter starb, war ich ein kleines Mädchen; er hat wahrhaft wie eine Mutter gegen mich gehandelt, und hält mich in seiner zartesten Sorge und Liebe. — Und heute nicht eine Zeile von ihm! — Das ängstigt, das martert mich."

Nun erzählte das Mädchen Frau Seewald, daß sie Schwester Dominika gebeten habe, an ihren Bruder Konrad zu schreiben, und ihn zu fragen, warum er ihr auf ihren ersten Brief, als sie noch

die Kraft zum Schreiben hatte, nicht geantwortet habe.

„Sie kennen diesen Bruder nicht, meine Freundin, sonst würden Sie meine Unruhe, meine Angst begreifen."

Die Thüre wurde aufgerissen und Hubert stürzte in die Stube, faßte seine Mutter an den beiden Schultern, drehte sie in der Stube herum, schlug eine helle Lache auf und zeigte ihr in seiner Hand klingende Goldstücke.

„Junge, wo hast Du das Gold her?" stotterte erschrocken die Mutter, „Du wirst doch nicht —"

„Einen kühnen Eingriff in das Schaufenster eines Wechselgeschäfts gemacht haben? Nein, Mutter, sieh' nur her — eins, zwei, drei, vier, fünf und hier ein doppeltes und Silber noch dazu, das macht nach Adam Riese neunundfünfzig Thaler — die Miethe ist da und noch ein Erkleckliches übrig. In meiner Rocktasche habe ich Alles gefunden. Wer es hineingesteckt hat? Egal — es war drinnen, es gehört uns, heute können wir noch Weihnachten halten und Braten essen — und nicht wahr, Mutter, ein Paar feine Schlittschuhe darf ich mir auch kaufen?"

Hubert war aus Rand und Band; auf seiner Mutter Mienen stand die Frage: woher mag das Geld sein? Hubert erzählte, daß er es in einer Seitentasche seiner schwarzen Weste gefunden habe.

„Aber wie war es denn da hinein gekommen?“ war die weitere Frage.

„Ich war vor Müdigkeit bei Tisch von dem vielen Weine eine halbe Stunde eingeschlafen und da muß es Einer hineingesteckt haben.“

„Etwa gar Herr Dupont?“

„Nein, Mutter, wenn Der etwas an die Armuth gibt, dann muß es in die Zeitung kommen. Halt, nun habe ich's! Ja, der Graf Silvius — nur der kann's gewesen sein. Der saß an meiner Seite, dem sieht so etwas ähnlich. Und hier“ — damit deutete er auf das Papier, in welches die Goldstücke eingewickelt waren — „hier in der Ecke ist auch seine Namensschiffre. Ja, nur von dem Grafen kann es sein. So ist es! Aber nun, Mutter, zerbrechen wir uns nicht mehr den Kopf — entschlagen wir uns der Sorgen und machen wir uns einen guten Tag!“

Drittes Kapitel.

In der Sylvesternacht.

Seit einiger Zeit machte in der Stadt ein Fremder viel von sich reden, der sich seit etwa einem Jahre dort niedergelassen hatte. Vor dem Thore war von ihm ein großer Komplex von Grundstücken gekauft, die darauf befindlichen Häuser niedergerissen und an Stelle derselben eine großartige Villa erbaut worden. Innerhalb zehn Monaten war das Gebäude mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeitskräften fertig. Schon während des Baues wurden auf dazu konstruirten Fuhrwerken von weither riesige Akazien-, Kastanien- und Ahornbäume, wie sie mit ihrem mächtigen Wurzelwerk ausgegraben waren, herbeigeschafft, und bei Beginn des vergangenen Frühlings sammelten die Leute aus der Stadt sich mit staunenden Blicken vor der neu und so schnell entstandenen Herrlichkeit. Wo früher

alte, schadhafte Bretterwände standen, schloß jetzt ein durchbrochenes, eisernes, vergoldetes Gitter das Grundstück von der Straße ab; wo einst Kohlfeld und Rübenfeld war, breitete sich ein prachtvoller Pleasureground in saftigem Grün aus, und in der grünen Umhegung von hochragenden Baumkronen lag die Villa selbst wie ein wahres Schmuckkästchen.

In Würfelform gebaut, hatte sie nur zwei Stockwerke, nur sechs Fenster Front, und zur Krönung eine durchbrochene Balustrade. Vor den zwei mittleren Fenstern zog sich ein vergoldeter Balkon hin, die Fenster bestanden aus einer einzigen großen Scheibe, und nach der rechten Seite hatte das Gebäude eine halbrunde Ausladung, die im Erdgeschoß rings mit einer Glaswand geschlossen war und für den ersten Stock einen von einem Zelte gedeckten Balkon bildete. Dem Aeußeren entsprach die innere Einrichtung — kurz, die Villa des Herrn Dupont war das schönste und geschmackvollste moderne Gebäude der ganzen Stadt.

Wer mit solchem Aufgebot von Arbeitskräften und solchem Luxus bauen konnte, mußte nothwendig im Besitz großer Mittel sein. Als das ganze Besitzthum mit Baulichkeiten und Gärten fertig dastand, waren auch alle Rechnungen bezahlt. Das imponirte den Städtern gewaltig, Herr Dupont

hatte nicht nur die schönste Wohnung, er besaß auch die beste und geschmackvollste Equipage. Den Trab seiner englischen braunen Vollbluthengste kannte man schon von Weitem, seine Wagen waren aus England bezogen und in der Vollendung schön und praktisch, und trotz aller dieser zwingenden Beweismittel des festen Grundes, auf dem der Mann in der Welt mit seiner Existenz stand, hegte man doch kein so rechtes Zutrauen zu ihm. — Er hatte bei den vornehmen Familien der Stadt Empfehlungsbriefe und Karten aus England abgegeben — auf den seinigen stand nur der einfache Name: James Dupont. Man hatte von Seiten dieser Familien seinen Besuch erwiedert, er war zu einigen großen Diners geladen worden, aber den Verkehr mit ihm setzte man nicht fort. Thatsache war, daß er die Leute ein-, zwei-, dreimal nicht zu Hause fand — und wo man dreimal vergebens geläutet hat, wäre ein viertes Mal ein Unanständigkeit. Herr Dupont konnte nicht mehr im Zweifel sein, daß man ihn stillschweigend abwehrte. Warum dieß geschah, dafür schien kein positiver Grund vorhanden.

Verheirathet war Herr Dupont nicht, und da ihm der Familienumgang abging, hatte er sich genöthigt gesehen, sich einen sogenannten Gesellschaftskreis von der Table d'hôte zu bilden, eine Tafel-

runde von Junggesellen. Da war der Professor Dannemann vom Konservatorium, ein mittlerer Dreißiger, untersetzte Figur mit stark gerötheten Gesicht. Obgleich Lehrer der Harmonie mit gutem Einkommen, war er mit seinen Einnahmen und Ausgaben stark in Dissonanz — sein Lieblingsgetränk war Champagner mit Porter — im nüchternen Zustande schimpfte er über Richard Wagner — und wenn er des süßen Weines voll war, bekannte er sich als den niederträchtigsten Kerl von der Welt. — Da war ferner ein Rumäne, Janko von Dalesko, der immer die deutschen Worte nicht finden konnte und für die französischen immer eine Uebersetzung im entgegengesetzten Sinne erhielt, ein hübscher, schwarzäugiger Junge von etwa dreiundzwanzig Jahren, der die Beefsteaks nur in Lokalen mit goldenen Spiegeln und Sammtsophas gut fand, der sich Studirens halber in der Stadt aufhielt, immer im Zweifel war, ob er zuerst seine Kollegien oder ob er seinen Schuhmacher bezahlen sollte, und darum Beides aus lauter Gewissenhaftigkeit niemals that. Weiter ein sehr langer, sehr schlanker, sehr blonder Mensch, Hippolyt de Wys, der Sohn eines rotterdamer Kaufherrn, eines Millionärs, welcher als Volontär in einem Bankgeschäft diente, dessen Thätigkeit aber nur darin bestand, die eigenen Wechsel zu acceptiren. Er trug immer rothe Kravatten, aß

keine Speise ohne Zusatz von Eiern, und wenn auf der Straße Schafskopf gerufen wurde, so drehte er sich sicherlich um.

Auch noch ein blonder Jüngling gehörte zur Gesellschaft, der Maler Hubert Seewald, oder wie sein Spitzname war: Daniel in der Löwengrube. Er aß und trank mit solch' enormem, unverwüstlichem Hunger und Durst, daß er die erschlafften Geschmacksnerven der Anderen anregte; nur wegen dieses Appetitmachens wurde er auch eingeladen. Wenn er das Seinige bei Tische gethan hatte, dann pflegte er einzuschlafen. Der Mittelpunkt dieser Gesellschaft, in der noch Einer fehlte, war Herr James Dupont. Er mochte vielleicht achtundvierzig Jahre zählen; seine schlanke, fast hagere Figur war über Mittelgröße, und wenn man auch dem schlaffen, eingefallenen Gesichte die Genüsse des Lebens ansah, so waren Haltung und Gang gerade, aufrecht, kräftig und elastisch. Seinem wohlgepflegten englischen Barte war es zum Theil gelungen, durch kräftigen Nachwuchs die Spuren, welche die Leidenschaften in diesem Gesichte zurückgelassen hatten, wohlthätig zu verdecken, und was demselben an Frische mangelte, wurde an Lebendigkeit durch das scharfe, große, graue Auge ersetzt. Herrn Dupont's Kleidung war vollständig seinem Alter angemessen, er trug sich meistens schwarz;

nicht eine Spur war an seinem Anzuge, die irgendwie die Aufmerksamkeit der Leute hätte erregen können. Wenn die erste Anforderung an einen Gentleman ist, nicht aufzufallen, weder in Kleidung noch Manieren, so war Herr Dupont ein Muster-Gentleman.

Gehen wir in der Zeitrechnung in den vorhergehenden Abend zurück.

Heute am Sylvesterabend waren die Genannten in der Villa des Herrn Dupont versammelt, und zwar in dem halbrunden, von einer Glaswand geschlossenen Ausbau. Dieser war zu einem Wintergarten eingerichtet. — Eine Art Kuppel in reicher orientalischer Ornamentirung wurde von schlanken gußeisernen, vergoldeten Säulen getragen. Zwischen den Säulen waren Gewächse in aufsteigender Gruppirung aufgestellt, von der hochragenden Fächerpalme herab bis zum Schneeglöckchen und Crocus, welche die einzelnen Gruppen wie mit einem farbigen Bande vom Boden abschlossen. In der Kuppel oben war ein Einsatz von Milchglas, von dem ein wundervolles Halblicht auf den ganzen Raum niederfloß. Auf der einen Seite sah man durch ein großes Bogenfenster hinaus in das Freie, nach der andern, entgegengesetzten, zwischen einer weißen Spitzenportière hindurch in eine lange Flucht von Gemächern, die in ihren verschiedenartigen, kostbaren,

phantastischen Einrichtungen, in dem zauberischen Wechsel der glühendsten Farben, der reizendsten Formen, und in der strahlenden Beleuchtung durch große pariser Bronzelüstres einen hinreißenden Anblick gewährten.

In der Mitte des Pavillons stand eine große, runde, gedeckte Tafel, in der Mitte derselben ein silberner Dessertaufsatz mit Blumen, Apfelsinen, Trauben, Kirschen, Erdbeeren. Die Teller waren bereits abgeräumt; eine kolossale, silberne, dampfende Bowle von Ananaspunsch behauptete ihr Recht, und Herr Dupont beschäftigte sich damit, in die sich leerenden Gläser neuen Stoff zu gießen.

„Langweiliges Neujahrselend!“ ließ sich Herr de Wys vernehmen. — „Da war heute in St. Martin die ganze Stadt zum Abendgottesdienst versammelt; man wollte sich erst todt plärren, dann über die Predigt des Herrn Dompredigers todt heulen, daß wieder ein Jahr in dem Sande der Ewigkeit verronnen ist. Dumme abgeschmackte Phrase! Ich möchte mich todt ärgern, daß wir wieder eins vor uns haben, von dem man noch nicht weiß, wie man es mit Anstand hinbringen soll. Erbärmliches Dasein! Schenken Sie ein, Dupont!“

„Also hat Sie doch das Bewußtsein Ihres Sündenregisters nach der Kirchenhalle gezogen?“

sagte Dannemann. „Ich erlebe doch noch, daß Sie die Kutte anlegen und barfuß mit Sandalen in den Straßen terminiren gehen. Kaput an Körper und Seele sind Sie genug dazu."

„O, sehr gern ginge ich in das Kloster, vorausgesetzt, daß darin lauter hübsche, lustige Nönnlein wären. Dannemann hat Recht, ich bin ein fleißiger Kirchenbesucher, namentlich des Hochamts im Dome. Unser ganzer Damenflor strömt dort zusammen, und heute hoffte ich, daß die schöne Ada — in St. Martin sein werde."

„Ada in der Kirche?" riefen Alle lachend.

„Aus Gewohnheit," bemerkte Dupont. „Hübsche, interessante Betrachtung der gothischen Gewölbe — Orgelklang durch das Dunkel der Nacht — die Hallen dicht gefüllt, wie zu keiner andern Zeit — ein künstlerischer Effekt."

„Ada sei da, dachte ich mir," fuhr de Wys fort — „aber sie war nicht da. Ich wartete, und als der Pfarrer anfing, mit seinen Redensarten die Sündenglocke zu läuten, wollte ich mich sachte verziehen, aber boshafterweise hatte mir der Kirchendiener beim Eingang den Hut abgenommen, und als ich diesen suchte, hatte ihn der Kerl so hoch gehängt, daß ich ihn mit meinem Arm nicht erreichen konnte und warten mußte, bis die ganze Salbaderei vorbei war; zuletzt hielt er in seiner

Dienstfertigkeit auch noch die Hand zu einem Trinkgelde hin."

Mit Gelächter wurde die Erzählung dieses kleinen Vorfalles aufgenommen. Dieselbe wirkte um so komischer, je kläglicher sie de Wys vortrug und je katzenjämmerlicher die Miene war, die er als Schluß anbrachte.

„Janko — Janko!" rief mit einem Male Dannemann dem kleinen Rumänen zu — „was ist das? Sie lassen den Kopf hängen, als ob Sie bereits müde wären, und es ist noch lange nicht fünf Uhr Morgens, und das ist erst die zweite Ananasbowle und fünf zum wenigsten müssen ausgeschlürft werden."

„Den — Champagner, — den wir vorhin getrunken, — ich kann nicht mehr vertragen, — er macht meinen Magen kaput. Wenn ich jetzt in die Apotheke trete, fragen sie gar nicht mehr nach meinem Begehr, sondern sie reichen mir gleich das doppeltkohlensaure Natron in der Schachtel. In neuester Zeit werde ich melancholisch —"

„Vielleicht, weil Ihr Dukatenwechsel zu lange ausbleibt," warf de Wys mit boshaftem Tone ein.

„Oder weil die Gräfin Lubenyi dem blauen Husarenoffizier den Vorzug vor Ihnen gegeben hat."

„Ah bah! die Lubenyi," sagte Janko mit einer wegwerfenden Miene; „ich kann sie nicht mehr leiden,

— sie schminkt sich blaue Adern, — sie hat immer schmutzige Jupons, aber die Trüffeln will sie doch nur in Champagner gekocht essen."

„Eh bien, lieber de Wys, wie weit sind Sie mit der hübschen Nähterin von der Nähmaschinenfabrik gekommen?" wandte sich Dupont an de Wys, der eben das volle Glas in der schwankenden Hand hielt.

Der Gefragte zog bei der Frage ein langes Gesicht und drückte die Augen zusammen.

„Die ist spurlos verschwunden, mein Ideal von der Nähmaschine. Recht schade! Das Mädchen war blödsinnig tugendhaft, aber hübsch, reizend, appetitlich — alle Wetter!"

„Sie wissen nicht, wo sie jetzt sein mag?"

„Nein — bekümmere mich auch nicht mehr um sie. Nur den Namen habe ich erfahren: Klara Hosbeck. Ich will nächstens solide werden."

Lautes Lachen ertönte.

„Kinder, ich denke daran, nächstens mein Aufgebot zu bestellen, nur weiß ich noch nicht, mit welcher ich losschießen soll."

Abermaliges Gelächter.

„Ja, wahrhaftig mein Ernst! Ich soll heirathen, sonst will mein Erzeuger, der alte Geizhals, nichts mehr für mich bezahlen. Ich sage euch, so ein alter Holländer hat alles Zeug, um Ernst zu

machen. Und wißt ihr wohl, auf welche ich mein Auge geworfen habe?"

„Einen Trauertoast auf die Unglückliche!" hieß es in der Runde.

„Ihr habt immer noch nicht gehört," fuhr de Wys fort, „in welchem Hause ihr zu meiner Hochzeit eingeladen seid."

„Ich glaube noch nicht an Ihre Hochzeit, Freund Hippolyt, — wenn Sie Ihre Primiz halten — das wird Ihre Hochzeit sein," ließ sich Dannemann vernehmen.

„Er meint eine Hundehochzeit," warf Janko dazwischen.

„Nein, nein, er meint die Verbindung," bemerkte Dupont, „die er jetzt mit einer hoch- und wohlgeborenen Dame eingehen will, einer Schönen, die freilich schon etliche Runzeln aufzuweisen hat, — mit der edlen Solidität."

„Kurz und gut, Messieurs, ich sage euch, ich gehe auf Ada Turneyssen los."

„Dann müßte man Ihnen Beiden kondoliren, lieber Wys," versetzte der Professor lachend. „Kennen Sie Kabale und Liebe? Da sagt eine gewisse Louise Millerin zu einem ausgemergelten Sekretär Wurm: ‚Weil ich Dich in der Brautnacht erdrosselte und mich dann mit Wollust auf's Rad flechten ließe.' Letzteres ist in unseren Tagen nicht mehr

Mode, aber das Erdrosseln — nehmen Sie sich in Acht — Ada ist die Person dazu."

„Silvius hoch!" erschallte es in der Runde und die Gläser klangen.

„Ich thue Bescheid!" antwortete der Eintretende, nahm ein volles großes Glas und leerte es in einem Zuge.

„Silvius, unser Aller Herr und Meister, hoch!"

„Danke, danke! Aber, Jungens, was ist das? Wie alte Spittelweiber beim Abendmahlswein, so sitzt ihr hier. Sagen euch selbst die holden Geister des Weines Valet? Hat das schleichende Gift der Langeweile auch euch schon erfaßt — heute in der Neujahrsnacht? Dann geht von dannen — zieht einen schäbigen schwarzen Frack an, legt eine schmutzige weiße Halsbinde um — und werdet Armenväter mit lackirten Büchsen in der Hand. — Sitzen die Kerle so schlapp — so hingemordet vor Lebensüberdruß, daß sie werth wären, Mitglieder des Jünglingsvereins zu werden. Hollah! Nehmt die Bowle — werft sie durch die Glaswand, zerschlagt die Kronleuchter — thut Alles, was so einem reichen Sünder, wie Freund Dupont, das Blut zum Herzen treibt — aber seid nicht schlapp — Professor Dannemann — stimmen Sie an! — Wein — Gesang gibt der Seele Flügel! Vorwärts!"

„Unser Leib- und Bundeslied: Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!"

Das Lied brauste durch die Halle. Mit dem Erscheinen des jungen Mannes, den die Andern Silvius nannten, war Leben und Bewegung in die Gesellschaft gekommen. Der Gesang trieb Blut in die Wangen und Flammen in die Blicke.

Nur Silvius stand an eine der vergoldeten Säulen gelehnt und blickte auf die Männer, die um den Tisch saßen, herab wie ein Herrscher auf die Vasallen seines Willens. Als die Töne des Gesangs verklungen waren, ließen sich andere, weniger harmonische hören, die lauten Schnarchens.

Graf Silvius Wildner war eine Erscheinung, die zum Herrschen und Gebieten geschaffen schien, nicht sowohl durch die männliche, fast ideale Schönheit seines Aeußeren, als durch die Kraft und Energie des Willens, die sich in jeder Linie seines Kopfes und selbst jetzt in der scheinbar schlaffen Art und Weise ausdrückte, mit welcher er an der Säule gelehnt stand. Seine Figur, hoch, schlank, zart und geschmeidig, war von einem so muskulösen, starknervigen Bau, daß sie ebensowohl für ein Leben auf seidenen Fauteuils, als für ein Dasein mit der Axt in der Hand befähigte. Das längliche Gesicht war bleich, ein blonder, leicht in's Röthliche schimmernder, mehr feiner als dichter Bart

ging unter dem Kinn in zwei Spitzen auseinander; er war von den Schläfen hernieder dichter als über der Oberlippe, welche er nur leicht beschattete.

In schlichter Weise legte sich das kurze Haupthaar um die mehr breite, als hohe, aber kräftig und ausdrucksvoll gebaute Stirn. Eine weiche, edle Linie war die Vermittlung zwischen der in sinnlicher und charakterfester Kraft ausgeprägten oberen Partie des Hauptes mit der unteren, weicheren — und der Verkünder dieser Vermittlung war das große, dunkle, feucht blickende, von Schwärmerei, von einem gewissen melancholischen Schleier umflorte Auge.

Der Gesang war verstummt und die Gläser machten wieder die Runde, Dupont füllte ein neues für Silvius und wiederum trank dieser es in einem Zuge aus, ohne daß in seinem bleichen Gesichte auch nur die leiseste Röthe oder Veränderung wahrzunehmen gewesen wäre.

„Lassen Sie Rheinwein geben, lieber Dupont," sagte er, diesem das Glas zurückgebend. „Ich kann keine Mischungen leiden, nur reinen Wein — deutschen Wein. Sie haben mir da neulich die Blume des Rheingaues, den Wein der Weine kredenzt — geisenheimer Rothenberg — 1862 Auslese. Holen Sie die Sorte aus dem Keller!" herrschte er dem Diener zu, der auf den Ton der Glocke eingetreten

war. „Ich möchte einmal wieder einen Traum voll reiner Jugendluft haben, wie damals, als ich noch neunzehn Jahre war — die Bruft voll Sonne und Blütenduft — und ſo zum erſten Male an dem Ufer des Rheines ſtand, und alle ſüßen, hohen, edlen Mächte des Lebens wie mit weichen Liebesarmen ſich mir nahten. Wenn es einen glücklichen Augenblick im Leben eines armen Menſchen geben kann — dieſer war es. — Aber es iſt eine erſtickende Hitze hier — Cigarrenrauch — Blumenduft, die Ausdünſtungen dieſer infamen engliſchen Brandymiſchung.“ —

Er ging zu der Glaswand und ſtieß das hohe, breite Mittelfenſter auf.

„Ach, das thut wohl — das kühlt die heiße Stirne! — Wenn dieſer milde, weiche Hauch Neujahrsprophezeiung wäre! Es weht mich an wie Frühlingswitterung. Du Stern dort oben — du blickſt mir zu, wie ein lieber Kamerad. — Kennſt du mich? Willſt du mir eine Strafpredigt in dieſer Nacht halten? Du haſt gut reden — du ſtrahlſt im reinen Aether und — ich — ich —? Was ich Ihnen ſagen wollte,“ fuhr er plötzlich in einen andern Ton überſpringend, gegen de Wys gewendet, fort — „laſſen Sie mit Ihren Gedanken von Ada ab. Wenn Sie die Naivetät beſitzen, von der Ehe das Glück Ihres Lebens zu erwarten, hei-

rathen Sie Ihre Wäscherin; da sind Sie wenigstens sicher, daß Ihnen nie ein Hemdknopf fehlt und daß Sie keine ausgefransten Manschetten tragen — selbst diese einfachste Forderung an eine Frau wird Ihnen Ada nicht erfüllen — nun erst ein Herz?"

Mit bitterem Lachen unterbrach sich Silvius in seiner Rede.

„Ada ist der Magnetberg des Märchens, sie zieht Jeden an und Jeder zerschellt an ihr und geht jämmerlich zu Grunde. Sie hat Nerven von Stahl und ein Herz von Granit, und manch' einen braven Jungen habe ich gekannt, der von ihr hinweg seitwärts in die Büsche ging und weinte, daß die Sträucher meinten, es wäre acht Tage Regenwetter gewesen. Wenn Sie mit den Kinderkrankheiten Ihres Herzens nicht brechen können, beseitigen Sie Ihr Herz; legen Sie es an irgend einen einsamen Ort Ihrer Kindererinnerungen, wo ein treuer Hund oder ein geliebter Vogel, oder eine alte Tante begraben liegt, die beim Apfelweibe immer Ihre Schulden bezahlte. Hängen Sie es meinetwegen in einer Kapelle auf — bei den wächsernen Gliedern — aber lassen Sie von Ada!"

Der Diener brachte den Rothenberger in langen, halbgrünen Flaschen herein. Mit Hast schenkte Silvius den Inhalt derselben in das dunkelgrüne Glas, schwang dasselbe und trank den goldenen

Wein mit so tiefen Zügen, als wollte er seine ganze Seele ertränken. Dann trat er an das offene Fenster, durch welches der klare Sternenhimmel zwischen den niederhängenden Lianen mit ihren Blütendolden hereinschaute, und warf das Glas durch dasselbe mit den Worten: „Dieses Glas, ob es ganz bleibt oder in Trümmer geht — es sei meine Zukunft!“

Von draußen, aus der Einsamkeit des Gartens und der Stille der Nacht, kam eine Antwort; der Ton einer weiblichen, einer jugendlichen Stimme war's. „Wohl denn, es sei Deine Zukunft — es ist nicht in Trümmer gegangen!“

Alle stürzten an das Fenster — Niemand war zu sehen. Und Alle bezeugten, die Worte doch gehört zu haben in demselben übereinstimmenden Wortlaut, und auch darüber waren sie einig, daß es nur eine jugendliche und eine Mädchenstimme gewesen sein könne. Silvius ging sogar noch weiter, zu behaupten, daß der Ton nur von einem schönen Mädchen gekommen sein könnte — dieser weiche, melodische Klang. Die Schönheit hat nicht nur ihren Schein, sondern eben so gut auch ihren Klang.

Das naive Künstlergemüth wurde laut ausgelacht, als es die Möglichkeit eines Spukes zu äußern wagte — Hubert hatte am Fenster gesessen und rückte den Stuhl etwas weiter ab — denn alle die

Erzählungen, die er in seiner Kindheit von dem Spuk der Neujahrsnacht gehört hatte, kamen wieder in seine Erinnerung, von dem, was man in dieser Nacht auf Kreuzwegen sehen könne, die offenen Gräber und Diejenigen, für welche sie bestimmt seien, von den bösen Geistern, die da ihr Wesen treiben, von Frau Holle und von Träumen und Ahnungen. Wie hätte er auch ein Künstler sein können, wenn seine Seele nicht erfüllt gewesen wäre von Märchen, Wundern und Geschichten?

Dupont rief den Diener, der den Wein gebracht hatte, und befahl ihm, um das Haus Nachsuchung zu halten, auch den kleinen Park mit Laternen zu durchsuchen.

„Es kann niemand Fremdes hereingekommen sein," versicherte der Diener. Das Thor des Gitters sei immer verschlossen und werde nur auf Läuten geöffnet. Gleichwohl wollte er dem Befehl des Herrn sogleich nachkommen. Eine Aufforderung Dupont's an den Maler, daß dieser den Diener auf seiner Expedition begleite, wurde von diesem mit Eifer zurückgewiesen.

„Nicht, daß ich mich etwa fürchte — was denken Sie, Herr Dupont? Aber ich hole mir den Schnupfen — und außer dem Zahnreißen fürchte ich nichts so sehr, als den Schnupfen. Ich bin auch nicht vielleicht aus Furcht von dem offenen

Fenster weggerückt, sondern nur weil Graf Silvius das Fenster geöffnet hat — ich spüre es auch schon. Sie nicht? Rede ich nicht etwas heiser? Gehen Sie nur allein," wendete er sich an den Diener, „und suchen Sie recht genau Alles durch — denn eine Sprechmaschine kann es doch nicht gewesen sein. Ich bitte Sie, suchen Sie recht — damit sich Niemand im Garten hinter einem Baum versteckt."

Er dachte dabei mit Schrecken an den Heimweg, und seine Phantasie gaukelte ihm alle nur erdenklichen Möglichkeiten vor, wie man ihm an's Leben wollte. Durch das kleine Intermezzo war ein neuer Unterhaltungsstoff, ein lebhafterer Gesprächsfluß in die Gesellschaft gekommen. Professor Dannemann suchte Dupont zu necken, daß dieser eine schöne Dame heimlich bei sich beherberge — denn nur auf diese Weise allein sei die Sache zu erklären. Der Wirth dagegen versicherte auf sein Wort, daß das weibliche Dienstpersonal für diesen Abend Erlaubniß gehabt habe, auszugehen, und daß im Augenblicke kein weibliches Wesen, so viel ihm bewußt, hier sein könne. Darüber aber waren Alle einig, daß die Worte nur von einer weiblichen Stimme gesprochen sein konnten.

Silvius stand mit unterschlagenen Armen am Fenster und nahm weder mit Sprechen noch mit Hören an der Unterhaltung Theil. Er, für den

es nichts gab, was er nicht mit seinen Sinnen begreifen konnte, der allen Dingen auf ihren natürlichen Wegen folgte und dessen Erkenntniß nicht weiter ging, als sein leibliches Schauen, er mußte sich einem peinlichen Eindrucke unterthan fühlen, über den seine Gedanken umsonst Herr zu werden versuchten. Mit dem oben geschilderten Eindrucke vermischte sich sein Aerger, daß er durch Berufung an ein Außersinnliches, Uebernatürliches seiner ganzen geistigen Signatur untreu geworden war, daß er durch eine Anwandlung von Uebermuth, Leichtsinn und Frevel der Schuldner einer Verpflichtung geworden sei, die jetzt schon in ihrer Einwirkung auf sein Gefühlsleben ihre Rechte geltend machte, die ihn, den stolzen Geist, demüthigte, wozu noch ein peinliches Bangen kam, daß er schließlich noch der Gefoppte einer abergläubischen Anwandlung sein werde. Vielleicht war seine Seele gerade an diesem Abend für alle Einflüsse besonders empfänglich. Aus seinen Reden gegen de Wys war es zu entnehmen. Der Urgrund seiner gereizten Stimmung war nicht schwer zu errathen — in dem Namen Ada. „Ein Magnetberg, von dem alle Männer angezogen wurden.“ Und er hätte keine so stark in sinnlicher Triebkraft sich auslegende Natur sein müssen, daß er davon eine Ausnahme gemacht hätte.

Graf Silvius, ungefähr im Alter von sieben=undzwanzig Jahren, war durch den kürzlich erfolgten Tod seines Vaters im Besitze eines sogar für seinen Stand großen Vermögens. Sein Lebensplan war, die hinterlassenen Besitzungen seines Vaters zu übernehmen, sein Ehrgeiz ging noch weiter. Eine politische Rolle zu spielen, war durch diesen Güter=komplex wie durch die Stellung seiner Familie von selbst geboten. Er hatte juristische und national=ökonomische Studien gemacht und arbeitete jetzt beim Justizgerichte, um später die Verwaltungs=carrière durchzumachen, was eine Vorbereitung auf seine öffentliche politische Carrière sein sollte. In zwei Jahren, wenn er alle Zweige der Justiz und Verwaltung kennen gelernt haben würde, gedachte er die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen. Seit einem Jahre war er in der Stadt, und das erste Haus, in das er eingeführt worden, war das der Präsidentin, die Zierde dieses Hauses war Ada. Ihre Schönheit, noch mehr ihre eigenthümliche, frische, kräftige, unmittelbare Art, mußten jeden Mann anziehen. Auch Graf Silvius hatte sich diesem zwingenden Eindruck ihres Wesens nicht er=wehren können, er war diesem Banne ganz hin=gegeben. Es verging kein Tag, wo er der Mutter nicht die Hand geküßt und der Tochter seine Hul=digungen dargebracht hätte. Wo Mutter wie Tochter

öffentlich erschienen, war Graf Silvius bei ihnen, mit ihnen, um sie beschäftigt. In der öffentlichen Meinung galten Ada und der Graf bereits als verlobtes Paar. Man hatte Fräulein Turneyssen schon oft mit Diesem oder Jenem als verlobt gesagt, aber immer waren die Bewerber um ihre Hand wieder abgezogen. Graf Silvius habe sich länger als alle seine Vorgänger behauptet: „Endlich gibt's doch Einen, der ihr ansteht," hieß es im Gerede der Leute — und nun wußte man's, warum es mit den Uebrigen nichts wurde — sie wollte nur Gräfin werden. Nur der Hochmuth!

Ada war zwar nicht von Adel, aber doch von Familie; ihr Geschlecht war vielleicht eben so alt wie das des Grafen, aber wäre sie auch die Tochter eines Tagelöhners gewesen und ihr Besitz das Ziel seiner Wünsche, er würde mit jedem Standesvorurtheil gebrochen haben. Er hatte keine Schwärmerei, er kannte nur Resultate, er war kein romantischer Träumer, sondern ein moderner Mensch, der seltener über sich schaute als unter sich, und der ganz genau wußte, wie viel der Quadratfuß Boden, auf dem er stand, werth war. Er glaubte allerdings an ein Absolutes, aber das war nicht in die Schleier einer metaphysischen Welt eingehüllt — sein Ein und Alles war die Thatsache. Ada war für ihn eine solche. Ob sie für ihn ein heiliges

Bedürfniß seines Herzens war, das bleibe vorläufig noch unerörtert, aber das war gewiß, daß ihm in ihr eine Ausfüllung seines Lebens erschien — eine Frau, welche den hervorragenden Platz an seiner Seite vollständig und glänzend ausfüllen würde. Ihr Vermögen war zu diesem Zwecke eine vortheilhafte Beigabe. Man kann von einem Charakter wie Silvius nicht sagen, daß er Ada geheirathet hätte, obgleich sie Vermögen hatte, aber noch weniger, daß er sie nur allein darum gewählt hätte. Dazu war er von Gesinnung zu edel, zu vornehm. Bei Ada erschien aber das Vermögen als etwas, was nothwendig zu ihrem Wesen gehörte, wie der Athemzug ihrer Lungen, der Schlag ihres Herzens; wenn man sie zum ersten Mal sah, mußte man sich sagen: In diesem Haupte liegt ein Räthsel — in dieser Hand eine Million.

Gegen diesen Stand der Dinge gehalten, mußte die Art und Weise, wie Silvius soeben von Ada gesprochen hatte, der Ton des Mißmuthes, der Ironie, der Verzweiflung um so befremdender erscheinen; es kündigte sich darin ein Fallenlassen aller seiner Hoffnungen auf Ada an, namentlich den geäußerten Absichten de Wys' gegenüber. Gestern vielleicht wäre er diesem mit ein paar Loth Blei zu Leibe gerückt, und heute erwies er sich apathisch und mattherzig, wie der Dänenprinz Hamlet.

Er sah nach der Uhr — es fehlten noch fünf Minuten an dem alten Jahre; er trat an den Tisch, nahm ein volles Glas und begann zu sprechen:

„Meine Herren, wieder ein Jahr —"

„Ah!" ertönte es mißbilligend von Allen wie aus Einem Munde.

„Bitte, Sie brauchten mich nicht zu unterbrechen und zu fürchten, daß ich Sie mit einer banalen Predigtphrase vom Verrinnen in den Sand der Ewigkeit langweilen werde; wollen wir den Ausdruck dahin präzisiren, indem wir sagen: Wieder ein Jahr zum Teufel! Was haben wir allesammt erreicht? Nichts — nichts — nichts! — Dannemann, um mit ihm anzufangen, wollte dem Vertreter der musikalischen Meisterwerke der Zukunft das musikalische Meisterwerk der Jetztzeit entgegenhalten, leider hat er nicht das entsprechende Notenpapier finden können, um seine großartigen Gedanken der Jetztzeit zu offenbaren. Unser Freund Dupont hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sich mit irgend einem Hause in der Stadt zu liiren. Man hat ihn still und schnöde zurückgewiesen. Und warum? Weil er noch lange nicht genug Philister ist, um die nöthige Reife für die verknöcherte Sippschaft unserer guten, alten, verknöcherten Reichsstadt zu haben. Freund de Wys hat auch in diesem Jahre nichts von seiner Selbstgefälligkeit verloren,

er erzählt noch immer mit Vorliebe unsaubere Geschichten, lacht über seine eigenen Witze, weil die Anderen es nicht fertig bringen, trägt am Tage noch paille Handschuhe und nimmt auf Reisen vor den Portiers der Gasthöfe noch den Hut ab. Seinem Selbstgefühl setzt er die Krone auf, indem er denkt, Ada heirathen zu wollen. Ada an der Seite unseres lieben guten Freundes de Wys — meine Herren, das macht mir denselben Eindruck, wie eine Madonna auf einem Pfeifenkopfe!"

Der Gehänselte war mit dem Ausrufe: „Das ist eine Insolenz!" aufgesprungen, doch die Anderen hatten ihn lachend wieder auf den Sitz niedergezogen, ihn daran erinnernd, daß es erste Bedingung des Eintritts in ihren Kreis gewesen, sich gegenseitig, was Redensarten anbetrifft, niemals zur Rechenschaft zu ziehen.

„Was soll ich," fuhr ruhig lächelnd Silvius fort, „was soll ich von unserem liebenswürdigen Jünger der Oelfarbe und des Pinsels sagen? Bei ihm ist allerdings ein Fortschritt zu konstatiren, er hat die dünnleibigen und schiefbeinigen gemalten Heiligen aufgegeben, um sich der einträglicheren Richtung der schönen unheiligen Menschenkinder hinzugeben; aber noch ist er nicht auf der Höhe angelangt, man schimpft über seine Bilder noch nicht. Er ist also noch weit von der Höhe entfernt. Aber

seine liebsten Freunde, sein Appetit und sein Schlaf sind ihm treu geblieben. Gott möge ihm diese auch im folgenden Jahre in Gnade erhalten! Nur um der Resultate willen hat das Leben Reiz und Bedeutung. Meine Herren, die Auffassung des Lebens ist eine nach den Interessen verschiedene. Jeder schiebt die Pflichten, die ihm selbst überkommen sind, dem Andern zu, darum sagt der faule, reiche Schläfer, der sein Lebtag nichts gethan hat: ‚Das Leben ist Arbeit‘; das alte Fräulein, das viel gelebt und geliebt hat: ‚Das Leben ist Entsagung‘; der alte Salomo, als seine Sinne abgestumpft waren: ‚Das Leben ist eitel‘; wir aber sagen: ‚Das Leben ist Genuß — Genuß — bis auf den letzten Tropfen — Genuß bis zum Taumel!‘ Erinnern Sie sich, was Schiller in der Resignation sagt: ‚Genieße, wer nicht glauben kann — wer glauben kann — entbehre! Was man von der Minute ausgeschlagen — gibt keine Ewigkeit zurück.‘ Ich frage Sie also, meine Freunde: haben wir in diesem Jahre etwas erreicht? Nein. War das Jahr überhaupt des Lebens werth? Abermals nein. Wird das nächste des Lebens werth sein?“

In diesem Augenblicke schlugen die Glocken der Stadt Zwölf — die letzte Stunde des alten Jahres war vollendet — das neue begann, die Bethätigung des alten Mythus vom Saturn, der seine eigenen

Kinder verzehrt. Einen Augenblick war es still im Kreise, als ob man eine Antwort auf die Frage erwartete, und diese kam in einem lauten, von derselben Stimme wie vorhin ertönenden:

„Profit Neujahr!“

Man konnte sehen, wie es Silvius durchzuckte.

„Niemand folge mir!“ rief er gebieterisch den Uebrigen zu. „Ich muß diesen Spuk und Zauber, diese Koboldsstimme kennen.“ Dieß sagend, sprang er durch das offene Fenster und verschwand draußen im Dunkel der Nacht.

Viertes Kapitel.

Die Verfolgte.

Hinter der großen Kirche der Stadt war eine freie Anlage, welche die Städter Sonntags nach der Kirche benutzten, um sich zum Sonntagsbraten Appetit zu holen. Dort stand eine Gruppe alter hoher Bäume mit dichtem Untergebüsch; zwischen diesem hindurch war in der Mauer eine niedrige schmale Thür zu bemerken, daneben ein Klingeldraht. Wenn die Pforte auf wiederholtes Anziehen der Klingel sich öffnete, trat man in einen kleinen verwilderten Garten mit verfallenem Springbrunnen und geköpften oder umgestürzten Sandsteinfiguren. Am Ende des Gartens lehnte sich ein Pavillon an die Rückseite des Turneyssen'schen Hauses. Der Pavillon, im Barockgeschmack des vorigen Jahrhunderts erbaut, hatte in seiner Jugendzeit zum Lust- und Sommerhaus gedient.

Die Familie hatte in der Zeit Rousseau'scher Gefühlsschwärmerei, als man die Natur in freieren Formen sehen wollte, den Garten völlig verwildern lassen, er war mit seinen steifen Boskets, seinem regelmäßigen Zuschnitt von Hecken nicht mehr modern genug — nur Timotheus hatte noch Interesse dafür; er bewohnte auch im Sommer den Pavillon. Die Familie hatte sich vor der Stadt ein großes Parkgrundstück gekauft und verbrachte dort die Sommermonate.

Lange Zeit standen Garten und Pavillon unbenutzt und von dem Vorderhause gänzlich abgetrennt, bis es dem Freunde des seligen Präsidenten, dem Obergerichtsrath Sandauer, gelungen war, die Präsidentin zum Vermiethen der erwähnten Räumlichkeiten zu vermögen. Der Miethsertrag wurde von Frau Turneyssen zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Seit einem Jahre bezog ihn ein armer, talentvoller Schüler der Akademie der bildenden Künste. Vier große, halbrunde Fenster gingen bis auf die Plinthe, zwischen je zwei derselben war die Eingangsthüre, eine Freitreppe mit dem Aufgang von zwei Seiten führte in dieses halbverfallene Sommerpalais. Die Einrichtung desselben zeigte in Möbeln und Bildern Spuren glänzender Zeiten und Verhältnisse. Eine pariser Bronzependule kam neben eichenen Möbeln,

schwere Goldrahmen mit, wenn auch zerrissenen und ausgebesserten, doch seidenen Tapeten zum Vorschein.

Durch die Ordnung, die im Ganzen herrschte, durch eine fast ängstliche Reinlichkeit, ja durch ein gewisses künstlerisches Geschick im Arrangement der Wohnung bekamen diese Gegenstände die Weihe einer Erinnerung, das Interesse eines Charakters. Aus einem goldenen Rahmen schaute ein edles Frauenantlitz, mit großen, dunklen, feuchten Augen. Die eine Hälfte des dichten dunklen Haares wallte über die Brust herab, von einer entblätterten weißen Rose an den Schläfen waren einzelne Blätter auf das aufgelöste Haar gefallen, und die rechte Hand ruhte auf dem Herzen, wie auf einer Wunde.

Herr Markus Riedner war seit zwei Jahren der Miether des Pavillons. Den Leuten in der Stadt galt er als ein Sonderling. Jeden Morgen um eine bestimmte Stunde ging er, in einen kurzen blauen Mantel gehüllt, in einer blauen Schirmmütze, Sommer wie Winter, nach dem Markt, um Lebensmittel zu kaufen; das Amt eines Koches mochte er wohl selbst verrichten, denn man hatte nie gesehen, daß, außer zum Instandsetzen und zur Reinigung seiner Wohnung, ein weibliches Wesen in derselben verkehrte. Der einzige öffentliche Ort, wo er erschien, war die städtische Rathsbibliothek;

dort ließ er sich die ältesten Drucke und Manuskripte geben, an denen die Stadt als Erbin der alten Bibliothek des früheren Klosters Himmelspfort sehr reich war — er stöberte und las in den alten Pergamenten, und wußte in denselben so gründlichen Bescheid, daß selbst der Herr Stadtbibliothekar bei ihm Raths zu erholen oft sich genöthigt sah. Sein Lieblingsschriftsteller war ein Konventuale des früheren Klosters, Pater Longinus.

Er war, wie man zu sagen pflegt, in allen Sätteln des Wissens gerecht, namentlich interessirte er sich für Naturwissenschaften und unter diesen wieder für Botanik. Des Sommers sah man ihn fast jeden Abend aus dem Felde, dem Walde mit Büschen von Blumen und Kräutern zurückkehren.

In letzter Instanz war er in den Augen der Stadt ein Geizhals — er habe so rothe, frostige Hände und einen breiten, vom Geldanfassen ausgebildeten Daumen. Er besaß allerdings eine noch viel zutreffendere Eigenschaft der Geizhälse, die Selbstgenügsamkeit und jenes ironische Hineinlächeln in sich selbst, durch welches solche Naturen, die in ihrem Blute vielleicht durch eine erhöhte metallische Beimischung einen krankhaften elementaren Zug zum Metalle haben, von der Allgemeinheit sich absondern.

Lange Jahre hatte er allein gewohnt, bis vor

Kurzem ein junges Mädchen, Cilly, in dem Pavillon erschien.

Es war in der gar nicht kleinen Stadt ein Ereigniß, als Herr Markus Riedner in Begleitung des Mädchens auf der Straße erschien. Bisher hatte man ihn stets nur immer allein seine Wege gehen gesehen. Nun auf einmal eine sechzehnjährige Begleiterin — und ein so schönes, interessantes Persönchen! Wie sie graziös die kleinen Füße setzte, wie stolz sie das Köpfchen trug, und wie keck sie in die Welt hineinschaute! Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wer, wie, woher dieses Mädchen? Ist sie seine Enkelin und kann er sich überhaupt über den rechtlichen Besitz des Kindes genügend ausweisen — man habe doch Beispiele, daß Kinder ihren Eltern geraubt wurden, und wer weiß — wer kann wissen?

In dem eben geschilderten Raume saß Herr Markus Riedner, ein kleiner, schwächlicher Mann von etwa zweiundsechzig Jahren. Der Tisch war mit einer weißen Serviette gedeckt, es brannten auf demselben ausnahmsweise zwei Lichter, im Kamin flackerte ein tüchtiges Kohlenfeuer, und durch das Zimmer zog ein feiner Duft von jener Mischung von Rum, Zucker und Citronen, die wir von den Engländern gelernt haben und mit der wir die heiligen Winternächte uns angenehm und behaglich

machen. Den Rücken dem Feuer zukehrend, saß er in einem der alten Lehnstühle dem Bilde gegenüber, Augen und Gedanken auf dasselbe gerichtet. Weihnacht und Sylvester sind die heiligen Abende des Herzens; die grünen Eilande der Jugend tauchen aus dem alltäglichen Leben wie aus einer grauen Wasserwüste auf, Alles wieder lebendig, gegenständlich, begehrt und verklärt, wie im ersten süßen, heißen Drange des Erschauens und Ersehnens; die verwelkten Rosen brechen wieder blühend auf, aber auch die alten Wunden werden wieder schmerzend — die Thränen rollten über die bleichen Wangen des Herrn Markus.

Rasch erhob er sich von seinem Stuhle, als ob er sich an etwas erinnerte, das ihm Unruhe zu machen schien. Er sah auf die Uhr, und Schreck malte sich in seinen Zügen, als er den Zeiger schon über Zwölf gerückt fand. Dann trat er an's Fenster und sah forschend durch dasselbe hinaus in den Garten.

„Es wird Cilly doch nichts begegnet sein?" sagte er, unruhig auf und ab gehend, zu sich selbst. „Ich hätte sie nicht gehen lassen sollen, allein, so spät in der Nacht, namentlich in einer Neujahrsnacht. Ich wollte auch nicht, aber sie wies alle meine Einwendungen mit dem Bemerken zurück, daß sich Niemand an sie wagen würde, da sollte ich sicher sein. Je nun, das glaube ich wohl, an Die

wagte sich Keiner zum zweiten Male, aber ich hätte sie nicht gehen lassen sollen. Aber da sie einmal wollte, so mußte ich ihren Willen thun, und nun ist sie schon über eine Stunde fort, — und nun krieg' ich die Angst."

Da traf Geräusch, wie von einer Thüre, die rasch geöffnet wird, sein Ohr. Schnell griff er nach einem Licht und ging damit hinaus auf den Flur. Cilly stürzte ihm entgegen — ihre heftigen Schritte, ihr hochgeröthetes Gesicht deuteten auf Erregung. An der Thüre sah sie sich noch einmal ängstlich um, ob ihr Jemand folge, und als sie niemand Anderen im Zimmer sah, als Herrn Markus, athmete sie hoch und freudig auf und sank fast erschöpft auf einen Stuhl.

Herr Markus, dem diese Anzeichen eines außergewöhnlichen Zustandes aufgefallen waren, fragte, was ihr begegnet sei — allein Cilly antwortete nicht, sondern ließ, wie nach großer körperlicher Anstrengung, frei und schlaff die Arme hängen.

„Aber so antworte mir doch, Cillychen — Du scheinst sehr gelaufen zu sein? Warum denn? Hattest Du denn Ursache?"

Cilly antwortete noch immer nicht.

„Hast Du denn die Gartenthüre wieder ordentlich geschlossen, mein Kind? Gib mir meinen Schlüssel wieder."

Ohne ein Wort zu sagen, reichte sie dem Ohm den Schlüssel.

„Aber so sage mir denn doch um's Himmelswillen, es muß Dir wirklich etwas Außergewöhnliches begegnet sein, und ich bin schuld daran, denn ich hätte Dich nicht allein und so spät fortgehen lassen sollen."

„So! Und wenn Sie diese Nacht die furchtbaren Gallenkrämpfe, wie neulich, bekommen hätten und wir das Linderungsmittel nicht im Hause gehabt, was wäre dann da gewesen? Dann hätte ich dennoch nach der Apotheke gehen und Sie in Ihren Schmerzen allein lassen müssen. Der Provisor sagte mir, daß er noch tanzen gehen wolle. Es that mir so leid um den armen Menschen, daß ich ihn aufgehalten habe."

„Es wäre wahrlich nicht nöthig gewesen, Cillychen; allerdings dachte ich vorhin, die Schmerzen würden wieder kommen, aber als Du fort warst, wurde mir ganz wohl. Nach der Apotheke sind aber kaum zehn Minuten, und Du bist über eine Stunde geblieben, trotzdem Du so sehr gerannt zu sein scheinst."

„Weil Einer mir auf den Fersen war, Ohm, durch die Anlagen, die Straßen bis hieher. Fast hätte er mich auch eingeholt, aber wo die Aegidistraße und das Ledergäßchen sich durchschneiden, da

versteckte ich mich hinter dem Pfeiler, auf dem der große Christophorus steht, da sah er mich nicht und suchte nach der Aegidistraße hinein, und ich nahm meinen Weg durch das Ledergäßchen und nun kann er mich noch lange suchen — der feine Herr!"

Sie schloß ihre Erzählung mit einem lauten, hellen Lachen, wie aus Freude, daß sie Jemand mystifizirt habe.

„Nun, Ohm, nun wollen wir auch Sylvester halten. Bitte, schenken Sie den Punsch ein!"

Während Herr Markus einschenkte, tanzte sie fröhlich im Zimmer herum, aber plötzlich traf ihr Blick das Frauenbild, und mit lautem Weinen stürzte sie gerührt vor dasselbe nieder.

Herr Markus hatte Mühe, sie diesem Schmerzensausbruche zu entreißen.

„Der geliebten Todten, Deiner Mutter!" sagte er, indem er ihr ein Glas reichte und zum Anstoßen das seinige nahm und mit ihr vor das Bild hintrat.

„Und nun dem Leben — dem künftigen Jahre!"

Bei diesem Toaste flammte das bisher noch bethränte Auge Cilly's auf; energisch ergriff sie das Glas.

„Dem künftigen Jahre!" wiederholte sie mit besonderer Betonung. „Ohm, ist es wahr, daß

man in der Neujahrsnacht in die Zukunft sehen kann?" fragte sie plötzlich Herrn Markus. „Ich möchte, Ohm, daß es wahr wäre!"

Das Alles war am Sylvesterabende. — — —

Die Tage nach Neujahr wurden sehr kalt. Das Thermometer sank auf zwölf Grad unter Null, und Herr Markus klagte bitter, daß er so viel Geld für Kohlen ausgeben müsse. Cilly freute sich des klaren, reinen Himmels und der frischen, herben Luft, und jetzt namentlich war ihr das Plätzchen am Fenster lieb. Der Garten war mit einer dichten Schneedecke bedeckt, und der Freund Cilly's, der Kirchthurm, sah mit seiner weißen Schneekappe gar zu possierlich aus; namentlich des Nachts, wenn der Thürmer Licht hatte, bekam er in ihrer regen Phantasie Persönlichkeit und Leben. Sie theilte in solchen Dämmerstunden ihr Gedankenleben in zwei Persönlichkeiten: die eine war sie, die andere der Thurm, den sie mit ihren Gedanken belebte, und von dem ihre eigenen Ideen wieder auf sie reflektirten. Sie hielt förmlich Zwiegespräche mit ihm, richtete an ihn Fragen und gab sich in seinem Geiste die Antworten. So, zum Beispiel, wie es käme, daß sie den Winter viel mehr liebe, als den Sommer? Weil er zur Einkehr zwinge, der Sommer dagegen den inneren Menschen ableite, zerstreue, erschlaffend wirke, während der Winter anrege zum Denken

und den Gedanken nachzuhängen, was ihr höchsten Genuß gewährte.

Wenn sie draußen die Spatzen auf der Schneedecke des Gartens umhersuchen und nach Nahrung picken sah, so verglich sie das mit ihrem eigenen Suchen nach geistiger Nahrung. Die Richtung der Windfahne des Thurmes, der dünne, klare Aether, die Sterne, Alles rief ihre Wißbegierde, ihre Denkkraft wach, und wo ihr eigenes Schließen und Kombiniren nicht zureichte, nahm sie ihre Bücher zur Hülfe als Korrektiv, um am Faden der positiven Thatsachen den falschen Gang ihrer Gedanken wieder in das richtige logische Geleis zu bringen. Wo die Bücher nichts ausrichteten, mußte Herr Markus mit seiner Gelehrsamkeit herausrücken. Er that es aber nicht gern. „Mädchen, Du gehst über Dich hinaus," pflegte er zu äußern, aber ihre Fragen, die Einfälle, die Schlüsse überraschten ihn doch, und vergebens suchte er dann ein leises Schmunzeln zu verbergen. Eine so unmittelbare Natur, wie Cilly in ihrem Denken und Empfinden war, fand sie ein glückliches und heilsames Gegengewicht gegen das einseitige Gedanken- und Phantasieleben in der reinen Freude an der Außenwelt und in der rückhaltslosen Hingabe an dieselbe. Der große See, der sich in der Nähe der Stadt befand und an dessen Südende der Hauptvergnügungsort der

Städter lag, war zugefroren, und jeden Mittag tummelte sich die männliche und weibliche Jugend auf demselben. Der tägliche Nachmittagsspaziergang, den Ohm Markus mit Cilly zu machen pflegte, hatte Beide zufällig an demselben vorbeigeführt, und das Mädchen war von dem Anblicke der Umgebung und von dem regen, munteren, lustigen Treiben der Schlittschuhläufer ganz hingerissen. Die Sonne spiegelte sich rosenroth in der spiegelglatten Eisfläche; der See hatte mehrere Inseln mit hohen Baumgruppen; die Ulmen, beschneit und bereift und von der Sonne ebenfalls mit rosigem Schimmer angehaucht, stiegen in den blauen Aether auf, wie Säulen zu einem Kuppelgewölbe.

In parketähnlicher Weise war die Eisbahn abgezirkelt und jugendlich elastische Gestalten schwangen sich keck und graziös auf dem beschwingten Stahlschuh. Cilly fühlte sich davon wie in magische Kreise gezogen; sie zwang Herrn Markus, sich mit ihr unter das ungewohnte Leben und Treiben zu mischen, und wollte sich schier todtlachen, als der Ohm auf dem ungewohnten Boden unsicher einhertrippelte und, von der Eiskälte gezwungen, frierend ein Bein nach dem andern in die Höhe hob. Nicht lange währte es, so kam ein junger Mann — es war der Maler — mit einem Eisschlitten an Cilly heran und lud sie zum Einsitzen ein. Keck, ohne

ein Wort zu sagen, und dem liebenswürdigen jungen Mann — denn so erschien er ihr jetzt — einen freundlich dankenden Blick mit fröhlichem Nicken zuwerfend, setzte sie sich in den Schlitten und hui! war sie davon. Sie strahlte vor Vergnügen. Unbemerkt war es ihr geblieben, wie aufmerksam sich die Blicke der Vorüberfahrenden auf sie hefteten. — Wie hätte sie denn in ihrem naiven Entzücken auch ahnen können, daß sie der Gegenstand von Männerblicken sei? — Sie fühlte nur das Wonnige des Dahinfliegens — sie jubelte innerlich hinauf zur Sonne. Die Luft trieb ihr das heiße Blut in's Gesicht.

Da kam dem Schlitten eine ganze Schlittschuhkavalkade entgegen, wenn man sich so ausdrücken darf. Voran eine Dame in einem rothbraunen, pelzverbrämten Sammetkleide, hoch geschürzt auf dunkelfarbigen russischen Schlittschuhstiefeln, das marmorbleiche Antlitz unter einem Pelzbaret aus schwarzen Spitzen schauend. Wie der Blitz flog sie einher, kraftvoll und anmuthig; eine moderne Diana von Versailles hob sie den Körper auf den schmalen Stahlschuhen — Kühnheit blitzte aus ihrem Auge, und der Mund war gegen ihre Umgebung wie zur Scherzrede geöffnet. Sie schien eben eine launige Bemerkung gemacht zu haben, denn die Herren, die ihre Umgebung bildeten, lachten laut auf.

Es däuchte Cilly, als ob sie der Zielpunkt ihres Scherzes gewesen wäre; denn die Blicke der Herren wandten sich alle mit einem Male ihrem Schlitten zu. Aus Cilly's Wangen war plötzlich alles Blut gewichen, ihre Lippen preßten sich zusammen, und als die Dame mit ihrer Begleitung vorüber war, wandte sie sich nach dem Maler um.

„Wissen Sie, wer die Dame war?"

„Fräulein Ada Turneyssen," berichtete der Gefragte.

„Haben Sie gehört, was sie gesagt hat?"

„Nein, mein Fräulein."

„Bitte, fahren Sie mich nicht weiter. Bringen Sie mich zu meinem Ohm zurück."

„Warum denn?"

„Bringen Sie mich zurück — oder ich springe aus dem Schlitten."

Cilly's Verlangen war so ungestüm, daß der Maler flugs den Schlitten drehte, um ihren Willen zu erfüllen. Es war eine ziemliche Strecke dahin, wo Herr Markus stand, und der Weg führte an einer der Inseln vorüber. Ein heftiger Sturm hatte in den Tagen vorher eine der Ulmen wie einen Strohhalm geknickt, und der ziemlich dicke Stamm hing zur Hälfte wie ein ordentlicher Steg vom Lande in das Wasser. Auf diesem Stamme saß Ada und ein Herr kniete zu ihren Füßen,

wahrscheinlich um ihren Schlittschuh fester zu schnallen. Ada rief den Maler an, sie war freundlich, wechselte einige Scherzworte mit ihm und schloß mit der Aufforderung, daß, wenn er nicht mehr engagirt sei, er doch kommen und sie holen möge; sie sei vom Schlittschuhlaufen müde, wollte aber in der frischen Winterluft noch etwas ausharren.

„Sie kennen die Dame?" fragte Cilly überrascht.

„O sehr gut," antwortete Daniel in der Löwengrube. „Ada Turneyssen ist eines der interessantesten weiblichen Geschöpfe — sie ist meine Muse."

„Also die zehnte — die Muse der Konfektion."

Der Maler hatte die spöttische Anspielung auf die elegante Toilette Ada's nicht verstanden, er fragte Cilly nur, ob sie etwas gesagt habe, was diese, über ihre Bitterkeit erschreckt, verneinte.

„Kannten Sie auch den Herrn, der zu den Füßen des Fräulein Turneyssen kniete?"

„Das war Graf Silvius Wildner. Man hält ihn und Fräulein Ada für ein künftiges Paar."

Cilly stieß einige kurze, gellende Lachlaute aus.

„Das ist gar nicht zum Lachen, mein Fräulein," sagte der naive Jünger der Kunst, „das ist voller Ernst. Nächstens steht die Verlobungsanzeige zu erwarten. Ach, ich wünschte Beiden, daß sie recht — recht glücklich werden möchten!"

Hätte er dabei in Cilly's leichenblasses Antlitz sehen können, würde er ihr Lachen nicht für das Lachen des Scherzes gehalten haben, vielleicht hätte er auch nicht den Glückwunsch für die Beiden hinzugesetzt, wäre er dabei gewahr geworden, wie Cilly's Lippen sich krampfhaft zusammengezogen. Einige Minuten darauf setzte er das Mädchen bei Herrn Markus ab und kehrte beflügelten Laufes mit seinem Schlitten um, Ada's Aufforderung nachzukommen.

Von diesem Tage an war der kleine Garten vor dem Pavillon in eine Eisbahn umgewandelt worden. Auf dem Heimwege von dem See hatte Cilly den festen Entschluß ausgesprochen, daß sie sich nun auch im Schlittschuhlaufen üben werde. Allen Einwendungen des Ohms, daß das für sie sehr schwierig sein werde, daß der Winter nicht anhielte und Anderes mehr, worunter auch die Ausgabe für die Schlittschuhe waren, setzte sie ihren festen Willen entgegen. Auf seine Bemerkung, daß sie sich beim Ueben im Laufen durch die natürliche Ungeschicklichkeit dem Spotte des Publikums aussetzen würde, hatte sie geantwortet, daß man durch Uebergießen des Gartens mit Wasser eine Eisbahn herstellen könne; auf dieser wollte sie ihre Uebungen anstellen, dabei habe der Ohm noch den Vortheil, daß er mit ihr täglich nicht den weiten Weg nach

der Eisbahn zu machen brauche, wenigstens vorläufig nicht.

„Aber in acht Tagen," versicherte sie, „kann ich eben so gut laufen, wie dieses Fräulein Ada Turneyssen."

„Wie kommst Du auf Diese?" fragte Herr Markus erschrocken.

„Dort ist sie — dort, dort," sagte sie, plötzlich nach dem See zurückzeigend, „sie ist schön und anmuthig, und elegant und klug — man sieht es aus ihrem Gesichte — und ich — ich —"

„Mädchen — Cilly — was ist Dir? — Dein Arm fiebert."

„Nichts, Ohm," versetzte sie, „gar nichts. Ich ärgere mich nur, daß ich nicht auch so wie sie auf dem Eise dahinfliegen kann; aber ich sage Dir's — in acht Tagen werde ich auch so weit sein."

Und Cilly war in acht Tagen so weit. Ihr erstes Debüt auf der großen Eisbahn machte Aufsehen. „Wer ist das schöne Mädchen?" fragte man sich, „das so kühn und stolz, so sicher und graziös auf der glatten Bahn dahinfliegt?" In der ganzen Stadt hatte man das halberwachsene Mädchen in den ersten acht Tagen seiner Ankunft mit Herrn Markus Riedner gesehen und über den Ankömmling seine Gedanken und Vermuthungen laut werden lassen, aber Niemand hatte davon eine

Ahnung, daß diese Sylphide mit den bereits vollständig entwickelten jungfräulichen Formen dasselbe Wesen sei, das man in Begleitung des Herrn Markus gesehen und beobachtet habe. Und doch war es so.

Cilly war innerhalb der acht Tage ein ganz anderes Wesen geworden, in ihrer körperlichen Entwicklung wie um zwei Jahre älter, als wenn mit einem Male ein heißer Trieb die grüne Umhüllung der Knospe gesprengt und die duftigen, rosigen Blätter schwellend emporgetrieben hätte. Das Auge, der Blick waren verhüllter, scheuer, aber auch tiefer und seelischer geworden, die Brust war voll und hob sich in sanfter, zartester Wölbung, die Hüften waren herausgetreten und bildeten, vom Oberkörper sich scharf abhebend, eine vollendete Taille. Zudem waren diese reizvollen jungfräulichen Formen durch ein enganliegendes, pelzbesetztes Sammetgewand gehoben, ein ähnliches, wie es Ada trug. Cilly hatte es dem Ohm abgeschmeichelt, und wenn sie etwas wünschte, gab er sich jetzt gar keine Mühe mehr, es zu verweigern; er wußte doch, daß dieß ihm nichts helfe, er that das Beste, was er in diesen Verhältnissen überhaupt thun konnte, er sagte gleich Ja. Dann kam noch dazu, daß er selbst auf sein Pflegekind stolz und eitel zu werden begann, namentlich jetzt, wo sie die allgemeine Bewunderung erregte. Cilly bemerkte

dieß nicht, ihre Gedanken schienen anderweitig beschäftigt, nach einem anderen Ziele auszugehen, ihre Blicke waren gespannt nach der Stelle gerichtet, wo die Equipagen zu halten pflegten und der Eingang zum Teiche war. Ein Wagen hielt jetzt. Eine junge Dame, begleitet von einer ältlichen, stieg aus, dann ein Herr. Durch die Züge Cilly's ging es wie Wetterleuchten. Ada, die Präsidentin und Graf Silvius kamen auf die Bahn. Ada zog sich in die kleine Bude zurück, die nur für die Damen bestimmt war, damit sie sich dort bequem die Schlittschuhe anmachen konnten. Graf Silvius that dieß im Freien, und Cilly hielt sich in der Nähe seines Platzes. Sie bewegte sich in den reizendsten und anmuthigsten Schwingungen; ohne den Tanz je gesehen zu haben, führte sie mit vollendetem Geschick der Mazurka ähnliche Pas aus, so daß sich bald ein Kreis von Schauenden und Bewundernden um sie gebildet hatte, in den auch Silvius jetzt eintrat, nachdem er sich „stahlberitten" gemacht hatte. Die Kreise, welche Cilly innerhalb der Umstehenden zog, wurden für ihn magische Kreise, durch die sein Auge und sein Interesse gefesselt wurden. Jetzt durchbrach das Mädchen mit einer plötzlichen Schwenkung die Kette der Zuschauer und enteilte. Wie ein Sturmwind eilte sie dahin, und dabei wiegte sie sich, wie eine Blume auf dem

Stengel. Silvius hatte Mühe, ihr zu folgen, er war an die Geleise, die sie zog, wie gebannt, er mußte ihr folgen, gleich als ob ihr Stahlschuh ihn mit magnetischer Kraft nach sich zöge.

Fort ging es, über das Getümmel und Gedränge der großen Insel, wo die Gesellschaft sich konzentrirte, hinaus, auf Geleise, die nur oberflächlich gebahnt und weniger besucht waren, um die verschiedenen Inseln wie in einer Volte herum. Graf Silvius suchte Cilly einzuholen, offenbar in der Absicht, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, aber sei es, daß sie solches merkte, oder war es, daß sie aus dem Bereich aller neugierigen Blicke sein wollte, ihre Schritte beflügelten sich in dem Maße, als er sich anstrengte, sie zu überholen. Was ihm Mühe zu machen schien, vermochte sie spielend; es war nicht ein Wettkampf zwischen körperlichen Fähigkeiten, es war ein Wettkampf zwischen zwei sich anziehenden Kräften — nur war noch kein Ziel zu ersehen. Doch in einiger Entfernung von ihnen setzte ein auf einen Pfahl gesteckter Strohwisch ihrem Laufe ein Ziel. Dort mußte sie umkehren. Aber Cilly schien das nicht zu wollen; wenn sie umkehrte, war sie von dem Verfolgenden eingeholt, sie eilte weiter.

„Um's Himmelswillen — keinen Schritt weiter!" rief ihr Silvius zu. „Jener Pfahl dort ist das

Warnungszeichen, daß das Eis nicht mehr trägt. Kehren Sie um, mein Fräulein — ich bitte Sie um Ihrer selbst willen."

Cilly schien darauf nicht hören zu wollen; denn deutlich hatten seine Worte genug geklungen. Sie raste jetzt fort.

„Sie wagen sich in Lebensgefahr," schrie er ihr nach, „keinen Schritt weiter!"

Ein lautes Lachen ihrerseits war die Antwort. Cilly war bereits über das Warnungszeichen hinaus, da krachte es — ein zitternder Schrei aus Cilly's Munde — ein Ausruf des Entsetzens von Silvius — das Eis war eingebrochen und von Cilly war nur noch die obere Hälfte ihres Körpers zu sehen; auch diese drohte mit jedem Augenblick unterzusinken.

„Fassen Sie nicht an das Eis" — rief ihr Silvius entschlossen zu — „es bricht weiter ein, und dann sind Sie rettungslos verloren!"

Verzweiflungsvoll sah er sich nach Hülfe um; aber Niemand war weit und breit zu erschauen. Da kam ihm ein Gedanke. Er wickelte seinen Shawl, ein sogenanntes Cachenez, vom Halse los, und warf ihr das eine Ende zu, während er das andere in seiner Hand hielt.

„Halten Sie sich daran fest — lassen Sie nicht los! Das ist indische Seide und hält wie Stahlketten; halten Sie es mit beiden Händen!"

Dann warf er sich der Länge nach, so weit der Shawl reichte, auf das Eis hin und zog mit einer Kraft, daß ihm dabei die Armmuskeln hervortraten. Schon hatte sich Cilly fast ganz mit dem Ober=körper emporgehoben, als mit einem lauten Krach das Eis unter der Last seines Körpers brach. Mit einem kühnen Sprung rückwärts hatte er wieder festen Boden gewonnen, aber nun sank zu seinem Todesschreck Cilly immer tiefer.

„Halten Sie fest," schrie er ihr zu — „lassen Sie nicht los — ich halte, oder ich werde selbst mit Ihnen versinken!"

Einerseits durch den braunen, golddurchwirkten Shawl, andererseits durch das Wasser gehoben, tauchte Cilly's Körper wieder höher aus dem Wasser auf. Silvius hatte sich wieder mit dem ganzen Körper auf's Eis geworfen, er zog mit Aufbietung aller seiner Kräfte an dem einen Ende des Shawls, an dessen anderem sich Cilly mit einer Todeskalt=blütigkeit festhielt. Zuletzt brauchte er ihr nur noch die Hand zu reichen, um sie vollends auf festeren Boden zu bringen.

Seine ganze Seele schien sich aus seinen Augen über das Mädchen zu ergießen, als es wieder auf den stählernen Füßen vor ihm stand. Die Kleider hingen naß und schlaff an Cilly's Körper herab, und das Köpfchen, gar nicht mehr so stolz und keck,

wie vorhin im Wettlaufe, senkte sich wie in Scheu und Scham auf die Brust; es schien gebeugt, und nicht einmal die Augen wagten sich hervor nach Demjenigen, der fest ihre Hand in der seinigen hielt.

„O Sie ungehorsames Kind!“ sprach Silvius halb im Scherz, halb im Vorwurf. „Sie Wage-hals, Sie! Nur ein Kleines, und Sie wären hinab-gesunken für ewig und hätten ewiges Leid um Sie zurückgelassen.“

Er sagte diese letzten Worte vom ewigen Leide mit einem tief aus dem Herzen quellenden Tone, und Cilly stand da und konnte kein Wort sagen; es stieg heiß in ihr auf, in ihre Wangen trat das Blut, und die Bewegung, die jetzt durch ihren Körper ging, kam weniger von dem Frost, als von einem Schauer der Seele. Dabei überglänzten sie Silvius' Blicke so hell, feurig und warm, als wenn es nicht mehr Winter wäre, sondern ein knospender, blühen-der Frühling um sie herum aufsproßte.

„Was machen wir aber? In dieser Erscheinung können Sie nicht zurück unter die Gesellschaft auf der Eisbahn. Halt, ich weiß! Bleiben Sie nicht hier stehen, Sie würden sich tödtlich erkälten. Ver-suchen Sie es, weiter zu laufen, nur damit Sie sich Bewegung machen und den Körper wieder in Wärme bringen. Sind Sie mit Jemanden hier, den ich benachrichtigen könnte?“

„Ja, mit meinem Ohm; er steht an der Bude für die Damen. An einem blauen Mantel und einer blauen Schirmmütze werden Sie ihn erkennen."

„Gut — ich werde ihn senden. Wir werden eine Droschke nehmen und dort anfahren lassen." Dabei zeigte er auf eine Stelle des Teiches, wo die Fahrstraße entlang ging. „Ich werde gleich wieder hier sein — aber bleiben Sie nicht in dieser ruhenden Stellung, Sie müssen sich Bewegung machen, sonst möchte das Nachfolgende viel schlimmer sein, als das Vorhergegangene. Versprechen Sie mir das?"

„Ja," hauchte Cilly, und ließ es auch geschehen, daß er wie zur Sicherheit ihres Versprechens abermals ihre Hand in die seine nahm. Darauf gab er sich einen Schwung und glitt nach dem bezeichneten Orte zurück.

Als er davon war, setzte sich Cilly in Bewegung, mit einer Energie, einer Verve, einem Schwunge, als wollte sie die Dithyramben ihrer Seele in Linien und Zeichen auf das Eis zeichnen.

Eine Viertelstunde später hielt eine Droschke an der bezeichneten Stelle. Herr Markus stieg allein aus. In ihren Zügen verrieth Cilly ihre Zufriedenheit, daß Graf Silvius nicht mitgekommen war.

Fünftes Kapitel.

Die Pläne eines Ehrgeizigen.

Der Winter brachte fortwährend kaltes und trockenes Wetter und die Vergnügungen auf dem Eise nahmen ihren Fortgang. Ein neues Geschlecht, die Eismütter, florirten sehr, und in dem Kreise Dupont-Wildner wurde die Frage: Was ist schrecklicher als ein „Ballvater“? beantwortet durch: Eine Eismutter. Einen Ballvater kann man unschädlich machen, indem man ihn zu alten Bekannten bringt, bei einer guten Flasche festsetzt und ihn in Versuchung bringt, eine köstliche Havanna anzunehmen; dann ist er für den Abend für den Ballsaal unmöglich; seine besten Cigarren führte Graf Silvius immer auf Bällen zu diesem Zwecke mit sich. Aber eine Eismutter ist nicht umzubringen, sie hat keine alten Bekannten, sie will nur junge haben, und wenn ihr welche aufstoßen, dann flieht sie dieselben,

sie haben auch Töchter, und diese könnten ihre Sprößlinge verdunkeln. Wein trinken Eismütter auch nicht, eine Tasse Kaffee und Pfannkuchen, aber immer nur in Gesellschaft der holden Töchterlein, und mit Cigarretten sind sie auch noch nicht zu verführen. Selbst eine Ballmutter ist noch günstiger, diese erhebt doch nicht den Anspruch, daß man mit ihr etwa tanzt, aber eine Eismutter will gefahren sein, und sie nimmt nicht mit einem Dienstmann als bewegende Kraft vorlieb — nein, der jüngste Lieutenant oder Referendar ist ihr der liebste, in einem solchen pulsirt noch die ganze Schnellkraft des deutschen Jünglings.

Cilly war seit ihrem unglücklichen Debüt nur noch einmal auf dem Eise gewesen. Auf dem Rondel hatte sich eine Quadrille arrangirt — der lange de Wys hatte Ada engagirt, und plötzlich flog Cilly, wie eine leichte Schneeflocke, mit der die Winde tändeln, mitten unter die Figuren des Tanzes und brachte diese so total in Verwirrung, daß Ada's Partner und sie selbst in ganzer Länge auf die Eisbahn hinfielen. In demselben Augenblicke flog Cilly an der am Boden liegenden Ada vorüber, und diese fühlte recht wohl, daß dieser triumphirende Blick aus den Augen der fremden, unbekannten Schlittschuhläuferin und das laute, höhnische Lachen nur ihr galten. Schnell wie ein Gedanke war

Cilly auch schon wieder davon. Vielleicht war ihre Absicht erfüllt, das sie demüthigende Lachen Ada's bei ihrem ersten Erscheinen auf diesem Platze mit gleicher Münze heimgezahlt — nun hatte ihr Herz genug, und wo wäre für sie noch ein anderes Interesse vorhanden gewesen? Graf Silvius war heute nicht anwesend; er hatte auch an den vorhergegangenen Tagen im Gefolge Ada's gefehlt, welche heute sich mit den Huldigungen des jungen de Wys begnügte.

Wie mit Federkraft emporgeschnellt, war Ada wieder aufgestanden, de Wys lag aber immer noch da, und erst Dalesko mußte ihm auf die langen Beine helfen. Das Erste war, daß er nach seiner neuen englischen Kravatte griff, ob die auch nicht durch den Fall verrückt war, und als die kostbare Nadel in derselben noch stak, dann erst wandte er sich gegen Ada und stammelte in seiner Unbehülflichkeit des Körpers wie des Geistes einige unpassende Worte der Entschuldigung. Ada hörte ihn gar nicht an, ihre Züge waren mit Zornesröthe übergossen — sie stand abseits und machte keine Miene, in die Quadrille wieder einzutreten. Als de Wys mühsam ihr zu verstehen gab, daß der Fall nicht seine Schuld gewesen sei, sondern daß jene Unbekannte den Unfall veranlaßt habe, sagte sie mit spöttischem Lächeln:

„Merken Sie sich das, Herr de Wys, das Einzige, von dem ein Mann sagen darf, daß er durch eine Dame zu Fall gebracht worden sei, sind seine Finanzen, und auch diesen Fall darf er nur als eine leichte Galanterie bezeichnen und nicht von Unglück sprechen. Aber nicht einmal mehr ruiniren können sich diese Männer wegen einer Frau, vom ersten unerwarteten Choc werden sie zu Boden geworfen."

Damit war Ada von seiner Seite verschwunden. Vor Verblüffung über diese Bemerkung hätte er mit seinem Körper fast noch einmal die kühle Temperatur des Eisbodens gefühlt.

Der kleine und behende Dalesko war sein retender Engel. Wenn man diesem von Ulpian und Gajus und anderen berühmten Rechtslehrern des Alterthums gesprochen hätte, deren intime Bekanntschaft zu machen er sich in der Stadt aufhielt, so hätte er sicher gefragt, ob das neue Restaurants seien, oder ob sie Tanzlokale hielten. Dagegen war der kleine, sprühfeurige Rumäne in allen körperlichen Geschicklichkeiten außerordentlich gewandt. Darum war er auch das Entzücken der Eistöchter wie der Eismütter. Auf den Bällen bekam er die meisten Kotillonorden; auf der Promenade ritt er immer die abscheulichsten Mähren, aber man übersah das Pferd und sah sich den Reiter an. Schließ-

lich war er stets in der heitersten Laune, wie alle Menschen, die sich die kostbarsten Pomaden kaufen, aber niemals den Schneider bezahlen. Letzteres that Dalesko nur in schwachen Augenblicken, wenn der Schneider ihm seine Frau schickte. Diese, weit entfernt, den geringsten Anlaß zur Versuchung für den jungen Mann zu bieten, hatte ein untrügliches Mittel, sein Herz zu rühren und seinen Schreibtisch zu öffnen: sie weinte. Gab er sich schon durch die Thränen eines jungen und schönen Weibes über=wunden, so war er vollends durch die einer Mutter von acht Kindern — sie gab immer einige drein — macht= und widerstandslos.

Er und de Wys resolvirten jetzt, lieber essen zu gehen, als sich länger diesem frostigen Winterver=gnügen hinzugeben. Der Vorschlag wurde von de Wys mit der ganzen Begeisterung, deren seine Seele fähig war, aufgenommen. Er war über die Art und Weise, wie ihm mitgespielt worden, in sehr übler Stimmung. Nur Ada hatte ihn auf das Eis gebracht, nur die Eitelkeit, in ihrer Nähe gesehen, von anderen Männern bewundert zu wer=den. Die Abmahnungen des Grafen Silvius in jener Sylvesternacht hatten ihn nicht abgeschreckt, im Gegentheil, jetzt bemühte er sich ernstlich um das schöne und stolze Mädchen, Silvius zum Trotz, auf dessen Erfolge in der Welt er neidisch war.

Nach Art aller schwachen Naturen schrieb er die starken Wirkungen, die er diesen ausüben sah, und die doch nur ein Zusammenwirken und eine nothwendige Folge hervorragender Charaktereigenschaften waren, einer eigensinnigen Laune des Glückes zu. Und nun war er von Ada in solcher Weise öffentlich bloßgestellt, desavouirt worden!

De Wys hatte zum Diner Champagner versprochen, aber in der Einwirkung übler Laune vergessen, sein Versprechen zu erfüllen. Darum war Janko bemüht, ihn besser zu stimmen, daß die Worte Ada's gar keine Beleidigung für ihn enthalten hätten. Was ferner ihr allerdings etwas brüskes Betragen anbelange, so sei das eher ein Beweis für als gegen ihn. Die Frauen wollten durch solche scheinbar drastischen Abgänge die Männer oft zu einer Erklärung drängen, eine Steigerung des Gefühles bezwecken, ein Nein bedeute in solchen Fällen Ja.

„Glauben Sie wirklich, Janko, daß es sich so verhält?“ frug de Wys, als sie Beide in dem Lokale angekommen waren.

„Das ist meine Ansicht von der Sache, lieber Freund,“ betheuerte der schlaue Rumäne.

„George,“ rief de Wys dem Kellner zu, „stellen Sie eine!“

Während Daleško bei der Flasche Champagner

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

es sich wohl sein ließ — de Wys nippte nur davon, der greisenhafte Jüngling konnte nicht einmal ordentlich Wein trinken — währenddem saßen in einem sogenannten Kabinet derselben Restauration ebenfalls zwei Gäste, die uns aus dem Sylvesternachtsgelage im Dupont'schen Hause bekannt sind; es waren Herr Dupont selbst und der Professor Dannemann. Natürlich war Letzterer der Gast des Ersteren; Dannemann war immer und überall Gast. Er sprach heute sehr laut, und sein Gesicht war stark geröthet.

„Nicht einen regelrechten Satz nach der Generalbaßlehre kann der Kerl schreiben, nicht die leichteste Partitur kann er lesen, und ein solcher musikalischer ABC-Schütze, sagen Sie, sei ein großer Komponist? Richard Wagner ein großer Komponist? Ho, ho, ho! Das kostet Ihnen eine neue Flasche, Freundchen."

Und er rief dem Kellner, nur stumm auf den Champagnerkühler deutend.

„Zusammengestoppeltes Zeug, Alles, was er gemacht hat, kein vernünftiger Gedanke, verworrener, abstruser Kopf, kurz und gut, das musikalische Narrenthum hat durch ihn seinen Höhepunkt erreicht. Und dieses dumme, irregeleitete Publikum, dieses hirnlose Etwas und Nichts, dieses jubelt einem solchen Charlatan, diesem Plusmacher, diesem Schänder des reinen Styls zu! Wenn ich aber komme

und ihn von seinem papiernen Throne herabreiße — wenn ich meine Oper schreibe —"

„Dann fällt sie sicher durch," sagte Dupont trocken. „Lassen Sie's lieber sein."

Dannemann sah auf diese sarkastische Bemerkung hin seinen Amphytrion verblüfft an und sagte dann in eben solchem Tone:

„Das glaube ich selbst. Ich will mit meinem Kunstwerk der Zukunft lieber noch warten."

„Lieber Freund, Sie wissen, daß es Ihnen vergönnt ist," sagte Dupont zu ihm, „aber bitte, trinken Sie langsamer. Sie schimpfen bereits über Richard Wagner, und das bedeutet bei Ihnen, daß Sie anfangen in ein bedenkliches Stadium zu treten, obgleich Sie wieder darin vollkommen das Richtige treffen, daß nur Einer, der seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig ist, Wagner die Lorbeeren des Großmeisterthums in der Musik streitig machen kann. Daß das Publikum ihm zujubelt, hat seinen tiefen Grund und seine Erklärung darin, daß er das deutsche Herz in seinen Werken getroffen hat, wie es vor ihm Beethoven nur in seinen Symphonieen und Weber im Freischütz noch gelungen ist. Seine Gegner lassen immer dieses Eine und Größte bei ihm außer Acht — den großen nationalen Zug, der durch alle seine Schöpfungen geht, aber, mein

Gott, ich bin kein Professor der Musik, wie Sie. Ich verstehe jedenfalls die Sache nicht, ich spreche nur das aus, was ich aus vielfacher Beobachtung der Wirkungen, die Wagner auf das Publikum ausübt, als Meinungsresultat gewonnen habe. Goethe und Schiller sind als Streitpunkte bei den Deutschen glücklicherweise überwunden. Richard Wagner ist an deren Stelle getreten. — Gehen wir darüber hinweg und kommen wir auf unser Gespräch von vorhin zurück. Nehmen Sie Ihre Sinne zusammen und rathen Sie mir. Sie kennen die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse ganz genau — was soll ich thun, um dieses Absperrungssystem, was man gegen mich in Anwendung bringt, um das zu vernichten? Warum nur setzt man Mißtrauen in mich, in die Solidität meiner pekuniären Verhältnisse? Rothschild in Paris und Frankfurt und Schickler in Berlin können darüber die sicherste und gewissenhafteste Auskunft geben. Bin ich in meinem Thun und Lassen so auffallend, daß ich für die Gesellschaft unmöglich bin? Ich gebe mir im Gegentheil alle Mühe, mich in den strengsten Grenzen der konventionell beliebten Formen zu halten. Was kann es also nur sein?"

Dannemann schwieg und spielte, ohne Dupont anzusehen, mit den Schalen einer Apfelsine, die auf dem Dessertteller liegen geblieben war. Er machte

die Miene Eines, der da sagen will: Ich könnte es Dir wohl sagen, warum — aber —

„Wenn Sie etwas wissen, Professor, so sprechen Sie doch sans gêne."

Der Professor gehorchte dieser Aufforderung, wenn auch nur nach einigem Zögern; Dupont hatte ihn zu sehr geärgert, daß er die Partei des Einsiedlers von Bayreuth genommen hatte. Vergeltung zu üben, das war der Beweggrund, der ihm den Mund öffnete.

„Nun Sie mich offen fragen, wertheſter Freund, will ich es Ihnen auch sagen, warum man sich von Ihnen abschließt. Man setzt kein Mißtrauen in Ihre Vermögensverhältnisse, man hält Sie auch für einen Gentleman — im Aeußeren" — betonte der Professor.

„Im Aeußeren nur," — wiederholte Dupont gedehnt — und dabei richtete sich sein graues Auge mit lauerndem Ausdruck auf sein Gegenüber.

„Ja," fuhr dieser fort, — „Sie haben mich aufgefordert zu sprechen, und ich referire nur das Gerede unter den Leuten. Auf uns Beide hat das keinen Einfluß, wir bleiben die Alten und lachen über das dumme Geträsche — und wer hören will, dem rufe ich mit heller Stimme in die Ohren: ‚Ein Lump, ein Nichtswürdiger ist — wer über meinen Freund Dupont etwas Böses sagt, — mit

mir hat er's zu thun. Der Mann ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. Stoßen wir an auf den Ehrenmann Dupont! Er lebe!'"

Dupont that Bescheid. Aber dann drang er in Dannemann, weiter zu sprechen. Man konnte ihm die Erregung, die Spannung an den sonst so verlebten, jetzt lebhaft gerötheten Gesichtszügen anmerken.

„Man will wissen, daß Ihre Vergangenheit nicht ganz so rein sei, als man es für den gesellschaftlichen Verkehr wünschen muß."

Den Lachlauten, die bei dieser Eröffnung Herr Dupont ausstieß, hätte ein aufmerksamer Beobachter anhören müssen, daß sie nicht ganz so frei aus der Brust kamen, als diejenigen, wodurch man sein besseres Bewußtsein durch Verlachung alberner, unwahrer Gerüchte kund geben kann. Wie ein Dolchstich glitt sein scharfer, grauer Blick nach Dannemann herüber, der diese Worte mit niedergeschlagenen Augen und nur mit dem Dessertteller spielend sprach.

„Man hält auch," fuhr er weiter fort, — „aber werther Freund, — Sie haben mich gebeten zu sprechen und ich thue es nur gezwungen — daß Sie nicht etwa glauben, ich messe diesem albernen Märchen den geringsten Glauben bei, ein Ehrenmann sind Sie, das sage ich tausendmal —

man hält auch Ihren Namen, Ihren englischen Vornamen sowohl als Ihren französischen Familiennamen, für einen angenommenen."

Der Professor hatte es unterlassen, seinen „wertheſten Freund" zu beobachten, um zu wissen, welchen Eindruck seine Berichte auf diesen machen würden. Eine boshafte Natur, wie Dannemann zum Theil war, ist immer auch feig, ihm war nur darum zu thun, sein Müthchen zu kühlen. Er hatte aber viel mehr erreicht. Hatte die Spannung vorhin in Dupont's Wangen das Blut getrieben, so war jetzt bei der Erwähnung des falschen Namens dasselbe vollständig daraus gewichen, und Dupont hatte das scharfe Brodmesser mit einer so energischen Bewegung erfaßt, als wandelte ihn die Lust an, es nach Dannemann zu schleudern. Aber er war nicht der Mann, sich von seiner Leidenschaft beherrschen zu lassen. Bald hatten seine Züge den Ausdruck gleichgültiger Ruhe wieder angenommen, und mit einer vollendeten Kunst, über unangenehme Dinge in nonchalanter Weise hinwegzugehen, bezeichnete er derartige Gerüchte als boshafte Verleumdungen, als Aeußerungen des Neides, als einen Ausdruck des Mißtrauens, das man Jedem entgegenbringe, der als Fremdling in die hiesigen Verhältnisse eintrete. Da sei noch alles Ueberbleibsel der früheren reichsstädtischen Abgeschlossenheit, aber müsse überwunden

werden. „Die Gesellschaft hier scheint wenig Vertrauen zu sich selbst zu haben," bemerkte Dupont zum Schlusse mit dem ihm eigenthümlichen sarkastischen Tone, „daß sie es wunderbar findet, wie ein Fremder sich hier niederlassen kann. Aber gerade der Widerstand reizt mich, nun werde ich erst recht gut Alles daran setzen, mein Ziel zu erreichen."

„Stellen Sie sich an die Spitze gemeinnütziger Unternehmungen. Schenken Sie an die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten größere Kapitalien, füttern Sie an hohen Festtagen ein paar Invalidenhäuser und Spitäler ab, und wenn diese auch hungrig wieder vom Tische aufstehen, schadet nichts, wenn Sie da einige Pennyaliner dazu laden und einen Friedrichsd'or unter'n Teller legen, werden Sie am andern Tage als wiedererstandener Peabody gepriesen — Auch ein paar Krokodile für das Aquarium könnten nichts schaden, meinetwegen können Sie die verschiedenen Stadtschulen auch in den Cirkus schicken zu Extravorstellungen — Brennholz für die Armen und wollene Socken mit brennenden Christbäumen bleiben Ihnen für den Winter noch übrig, für den Sommer können Sie die Armuth auch noch schwimmen lassen. Auf das Herz der Bevölkerung übt nichts solchen Reiz, als die Freigebigkeit und splendides Auftreten. ‚Ach, was ist das für ein Mann,' wird man sagen, ‚was hat

der für ein Herz für das Volk und was sind unsere Vornehmen für eine elende Sorte, daß sie mit diesem Wohlthäter der Menschheit keinen Verkehr haben wollen!'"

Ueber die Züge Dupont's flog während dieser humoristischen Ausführung des Professors ein ironisches Lächeln, mehrmals nickte er mit dem Kopfe.

„Wie Sie die Welt aus Beobachtung kennen, Professorchen! Kein Zweifel, daß die Welt auf solchen Köder anbeißt. Ja, aber nur die Masse, die alles in den Zeitungen Gedruckte naiverweise noch für ein Evangelium hält. Die Gebildeteren, ich meine die Einsichtsvolleren, die ein eigenes Urtheil sich aus den Dingen zu bilden fähig sind, die vielleicht die Sache aus eigener Erfahrung kennen, weil sie selbst schon diese Wege eingeschlagen haben, diese werden dazu spöttisch lächeln und auf den Köder nicht anbeißen. Ich werde mein Geld losgeworden sein, und die Sache wird dieselbe bleiben. Allerdings will ich auch auf diese Weise zu operiren suchen, aber nicht mit dem ganzen Einsatz. Es gibt einen Mann hier, der für diesen Theil meines Planes wie geschaffen ist."

„Und wer ist dieser?" frug Dannemann, indem er sein Glas leerte — zum wievielten Male? Wer hätte das zählen können?

„Wer dieser ist? Der Obergerichtsrath San-

dauer. Was ich von diesem Manne gesehen, gehört, beobachtet habe, alles Das sagt mir, daß wir uns verstehen werden. Er gehört zu Denen, die man gleich auf dem Standpunkt haben kann, wo man sie haben will. Ein unschätzbarer Vorzug im Verkehr mit der Welt, merken Sie sich das, Professor."

„Stimmt," ließ sich dieser vernehmen.

„Aber bei Ihnen nicht — Sie muß man erst gehörig einseifen, ehe man mit Ihnen auf einen gewissen Standpunkt kommt. Na, nichts für ungut," fügte er lachend hinzu. „Ihr Glas! In ein leeres Glas quartiert sich der Teufel ein, heißt ein altes Sprüchwort. Sie hängen schon den Kopf — Ach, schämen Sie sich! — Nachher setzen wir noch ein Glas alten tokayer Ausbruch darauf. Stoßen Sie an!"

Der Kopf des Professors begann allmälig auf die Brust herabzusinken, aber auf diese Aufforderung hin ermannte er sich und that mit seinem Glase Bescheid. Es trat eine Pause ein, Dupont war in Gedanken beschäftigt und blickte mehrmals nach Dannemann hinüber, wie unschlüssig, ob er ihn zum Vertrauten seiner Gedanken machen solle. Er war schon daran, zu sprechen, da schien die Ueberlegung ihr Veto einzulegen, jedenfalls wollte er nicht direkt aussprechen, was seine Gedanken, seine

Pläne waren. Er sprang von seinem Sitze auf und ging einige Mal rasch im Zimmer auf und nieder. Man sah es ihm an, wie sehr er im Augenblick das Bedürfniß der Mittheilung habe; er richtete seine Blicke wiederum auf den Professor, dessen Kopf nun ganz auf die Brust gesunken war. Die Miene, mit der er die faunische Gestalt ansah, war eine spöttisch verachtende. Rasch griff er nach der Klingel und befahl dem eintretenden Kellner, ihm die Rechnung zu bringen. Beim Ton der Glocke war Dannemann erschreckt aufgewacht.

„Wie? Wir wollen doch nicht schon gehen?" rief er mit unsicherer Stimme. Dabei hob er die Flasche, um zu sehen, wie viel des edlen Nasses noch drin wäre. „Sie sind auch immer ein Störer des Vergnügens. Kaum hat man sich ein bischen warm gesessen, so jagen Sie Einen schon wieder auf. Kneipgenie haben Sie nun gar keines, Sie sind von innerer Unruhe getrieben, wie das schlechte Gewissen."

Auf die beiden letzten Worte machte Dupont eine pfeilschnelle Bewegung des Kopfes nach dem Sprecher hin. Als er aber sah, wie dieser sich reckte und die Augen rieb, da wich auch die Schattirung des Schreckens aus seinen Zügen und der ironisch verächtliche Zug von vorhin kehrte in dieselben wieder zurück.

„Sagen Sie, Dannemann, kennen Sie eigentlich die Verhältnisse des Grafen Wildner genau? Er gibt viel Geld aus und führt überhaupt einen großen Train."

„Weil er's dazu hat," war des Gefragten Antwort. „Die Herrschaft Gamberg ist sein Erbe und Eigenthum, und der alte Graf Wildner, einer unserer besten Oekonomen im Lande, hat sie ihm in vortrefflichem Zustande hinterlassen, und ganz schuldenfrei."

„Wo liegt Gamberg?"

„Dreißig Meilen von hier, auf dem äußersten Kamm der Südberge."

„Und war Graf Silvius niemals derangirt?"

„Welche Frage!" versetzte Dannemann lachend. „Dann müßte der alte Wildner kein so guter Wirth gewesen sein, der die Hand an der Tasche zu halten wußte. Dann müßte Graf Silvius nicht zwanzig Jahre alt gewesen sein und die drei W so sehr geliebt haben — Wein — Weib und Würfel —"

„Er liebt Würfel?" wiederholte Dupont mit sinnendem Blick auf Dannemann.

„Die Dämonen in ihm scheinen nur ruhiger, solider im Bewußtsein ihrer Bürgerpflicht geworden zu sein. — Ich will dem edlen Freunde nichts Uebles nachreden und sagen, daß er den Wein jetzt verachte, er hat aber eine Natur, die furchtbar viel

vertragen kann, das wissen Sie selbst am besten; wenn Alle wanken, er allein steht noch aufrecht. Was das zweite W — betrifft, das Weibchen, so denkt er allen Ernstes an eine Heirath. Und die Würfel — seit Jahren hat er deren keine mehr berührt, auch Karten nicht, — obwohl früher sein Verhältniß mit Coeurdame ein sehr inniges und sogar leidenschaftliches gewesen sein soll. Nun haben sich die Stürme alle gelegt — er hat sein Schiff nach dem ruhigen Hafen der kleinbürgerlichen Glückseligkeit gelenkt, er ist jetzt Sklave seines Besitzes und durch denselben Mitglied der ersten Kammer, was immerhin schon ein großes Thier in der staatlichen Menagerie ist."

Dupont lachte über den Schluß des Berichtes, er schien mit demselben zufrieden zu sein. Mit vergnügter Miene bezahlte er die Rechnung, die Dannemann unverantwortlich niedrig fand, knöpfte sich die dunkelgrauen Handschuhe, während sein Gast noch schnell den schlechten Rest der Flasche sich zu Gemüthe führte, und forderte diesen zum Gehen auf.

„Noch eine Frage, lieber Professor. Wissen Sie nicht, ob der Sitz in der ersten Kammer an der Person oder an dem Besitz des Grafen Silvius haftet?"

„Soviel ich weiß, Letzteres, an dem Besitz an

der Herrschaft selbst. Wie? Sie wollen ihm diesen Sitz doch nicht abmiethen?"

„Es würde ein ganz rentables Geschäft sein, wenn sich das machen ließe," bemerkte Dupont scherzend. „Nein, auf eine politische Wirksamkeit würde ich allererst verzichten, — dazu habe ich kein Talent und keine Neigung. Mich interessirt die Sache nur um eines Streites willen, den ich gestern in diesem Lokale mit anhörte, und darum wollte ich mich bei Ihnen informiren. Welchen Weg gehen Sie?"

„In die Malchusstraße, drei Treppen hoch. Ach, lieber Freund, wenn ich erst keine Lektionen mehr geben müßte, wenn ich erst mein Kunstwerk der Gegenwart geschrieben haben werde! Sie kommen doch auch zur ersten Aufführung?"

„Gewiß, ich habe einen vortrefflichen Pfiff, und alle Anhänger von Wagner versammle ich um mich, — um an Ihnen blutige Rache zu nehmen. Was haben Sie denn hier für Noten unter'm Arm?"

„Da sehen Sie! — den Lohengrin," versetzte Dannemann mit saurer Miene. „Das musikalische Grobzeug will ja nichts Anderes spielen. Adieu, lieber Dupont. Hier ist die Ecke, wo ich mich verabschieden muß. — Nur noch einen Rath mit auf den Weg. Lassen Sie Ihrem Koch, dem faulen

Schlingel, nicht zu viel freie Zeit, der Kerl kommt außer Uebung, namentlich mit den famosen Hammelkotelettes. Nächstens wollen wir bei Ihnen einmal eine kleine Sonate mit Champignonsauce spielen. Adieu!“ —

Die Beiden schieden.

Sechstes Kapitel.

Die Wiege des Geschlechts.

Dupont bog aus dem Innern der Stadt, wo das Restaurationslokal lag, aus den engen, winkligen Gassen in eine weite, lange Straße, wo Palast an Palast sich reihte, und das Ameisengewühl des innerstädtischen Verkehrs aufhörte und einer vornehmen Ruhe Platz machte. Hinter den großen Spiegelscheiben zwischen Spitzengardinen verriethen Palmen, Hyazinthen, Tulpen und Tazetten die süße Gewohnheit der glänzenden Existenz der Innewohnenden, und wenn hie und da ein holder Mädchenkopf sich am Fenster zeigte und zufällig den Blicken Dupont's begegnete, so war er auch schon wieder verschwunden. Das begegnete dem Dahingehenden mehrere Male. Zuerst nahm er die Wahrnehmung mit einer Empfindung der Bitterkeit auf, dann schien sie ihn zu belustigen und er lächelte

vor sich hin, wie Einer, der da sagen will: Wartet nur, ich will euch eure verletzende Zurückhaltung, euer beleidigendes Abwehren noch bitter fühlen lassen! Meine Zeit kommt auch — ich kann warten, aber sie kommt sicherlich, und dann sollt ihr sehen, wie ich euch verachte und mich räche!

Vor einem zweistöckigen Hause hielt er still. Dasselbe zeichnete sich im Aeußeren durch keine der modernen architektonischen Zieraten aus, es hatte weder Säulen noch Fensteraufsätze, weder Balkon noch Erker, es wirkte nur durch wunderbar schöne Verhältnisse, durch die edle Einfachheit des künstlerischen Gedankens und dessen Gliederung im Aeußeren. Im Erdgeschoße war zu beiden Seiten des Einganges je ein sehr breites Fenster angebracht, dieses bestand nur aus zwei Flügeln, von denen jeder aus einem einzigen Glase bestand, ebenso die vier Fenster des ersten Stockes. Diese waren durch eine über der Eingangsthüre gelegene Nische getrennt, in dieser stand eine nach der Antike gearbeitete Statue der Elpis.

An den Fenstern waren keine prunkenden Spitzengardinen zu sehen; zu beiden Seiten konnte man nur eine Spur eines bei Seite geschobenen schweren dunklen Seidenvorhangs schauen. Von einem der Fenster des ersten Stockes hingen innen Festons von blühenden Schlinggewächsen, in einem zweiten stand

die Marmorkopie der Juno Ludovisi auf einer Marmorsäule. Dupont schellte neben der Eingangsthüre des Erdgeschoßes an dem grün bronzirten Knopfe, welcher der Spitze eines Thyrsusstabes nachgebildet war. Als er geöffnet hatte, trat er in ein Vestibül, dessen Wände mit gelblichem Stuckmarmor bekleidet waren; rechts und links aus den Nischen hielten bronzegegossene Bacchantinnen große Leuchterarme mit fünf Milchglaskugeln empor. Die Treppe aus grauem Marmor, mit einem rothen Läuferteppich bedeckt und mit einem vergoldeten Eisengeländer versehen, war in der Mitte gebrochen und führte von dem Podest aus rechts und links in zwei Armen nach dem oberen Stock. Auf dem Podest erhob sich auf dem Hintergrunde eines halbrunden, damascirt geschliffenen Milchglasfensters ein kolossales Thongefäß, eine Nachahmung der alten Majoliken, ein Behälter für ein Gebüsch der schönsten und mannigfaltigsten Blattpflanzen. Der obere Theil der Treppe hatte Oberlicht. Die Nische an der Außenseite des Gebäudes markirte im Innern den Verbindungsraum zwischen den rechts und links liegenden Gemächern. An der Wand desselben war eine dritte Bacchantinfigur ebenfalls mit einem Leuchterarme angebracht, unter derselben an der Wand zogen sich geschnitzte Eichenbänke hin, die mit rothem Saffian gepolstert waren und gegen die gelblich-

weiße ſtumpfe Farbe des ganzen Treppenhauſes einen ſchlagenden Effekt machten. Thüren von poliertem Paliſanderholz, mit goldenen Leiſten abgetheilt, führten rechts und links in die Gemächer.

Ein alter Diener im ſchwarzen Frack und weißer Binde hatte die nach rechts führende geöffnet und kehrte mit dem Bemerken zurück, Herr Dupont würde dem Herrn Grafen ſehr angenehm ſein. Derſelbe befinde ſich im Arbeitszimmer im erſten Gemache nach dem Rauchzimmer.

Dupont trat zuerſt in ein großes Gemach, deſſen dichter, weicher Angorateppich ſeine Schritte dämpfte. Die Wände waren von weißem, mit Gold und bunter Seide durchwirkten Atlaß in orientaliſchen Muſtern bekleidet; um dieſelben liefen ringsherum breite, mit demſelben Stoffe bekleidete Divans. An den Wänden waren außerdem noch Trophäen von orientaliſchen Waffen angebracht. Die Ecken des Gemaches waren von halbmannshohen chineſiſchen Lacketagèren ausgefüllt, die an Pfeifen, Tabaken Alles enthielten, was der leidenſchaftlichſte und verwöhnteſte Raucher nur irgend wünſchen konnte. Von dem Rauchzimmer trat Dupont in ein Gemach, das durch die ganze Tiefe des Hauſes ging. Das Vorderfenſter ging nach der Straße; es war daſſelbe, in dem die Schlingpflanzen und die Juno Ludoviſi von Außen zu ſehen waren; dieß

andere nach der entgegengesetzten Seite schaute in einen Garten, vor demselben streckte ein riesenhafter Nußbaum seine kahlen Aeste aus; im Sommer mußte er mit seinem Blättergewande dieß Fenster wie mit einem grünen Vorhange überziehen. Der Angorateppich des Rauchzimmers wiederholte sich auch hier und bedeckte den ganzen Boden des großen Zimmers. Die Wände desselben waren mit königsblauer stumpfer Seide überzogen, aus eben demselben Stoffe waren die bis auf den Boden gehenden, von beiden Seiten zurückgeschlagenen Gardinen. Was sonst in einem Zimmer Vergoldung, war hier in blankem Stahl ausgeführt, selbst die Leisten an den Palisanderthüren, selbst die Garnitur von Uhr und Leuchtern auf der Kaminkonsole. An den Wänden umher liefen bis zu halber Höhe derselben Bücherrepositorien von polirtem Palisanderholz, die mit Büchern jeden Formates in kostbaren, mannigfaltigen Einbänden angefüllt waren, so daß sie vielleicht eine Sammlung von dreitausend Bänden bilden mochten. Die Wand zwischen den beiden Fenstern nach dem Garten schmückte eine aus karrarischem Marmor ausgeführte Kopie des Christuskopfes von Thorwaldsen, den Raum über dem Kamin ein großes Oelbild, eine Landschaft vorstellend. Sonst waren die Wände ohne weiteren Schmuck. Das Meublement bestand aus einer

langen und breiten Chaiselongue, die in der Mitte des Zimmers stand und aus einigen um den Kamin gruppirten Fauteuils in demselben Stoffbezug wie die Bekleidung der Wände war; dann aus zwei langen und breiten Tischen auf massiven, gedrehten Füßen, sie waren mit dunkelblauem Sammet bezogen und mit Mappen, Büchern, gebundenen und ungebundenen, Karten, Kupferstichen, Manuskripten überdeckt. Hinter einem derselben erhob sich Silvius beim Eintritt Dupont's und hieß diesen willkommen.

„Ich bin verblüfft," sagte Dupont mit verbindlichem Tone, „über den feinen künstlerischen Geschmack, mit welchem Sie in der Einrichtung Ihres Hauses Reichthum und Pracht demselben unterzuordnen verstanden. Ich glaubte, in meinem Hause etwas Erkleckliches geleistet zu haben, und finde mich hier zu meinem Erstaunen übertroffen."

„Waren Sie denn noch nicht hier?" fragte Silvius leicht obenhin.

„Ich hatte die Ehre, Ihnen mehrmals meine Aufwartung zu machen, und fand Sie nie zu Hause."

„Jedenfalls wußten Sie die Zeit, wo Sie sicher waren, mich nicht zu Hause zu treffen, um Ihre Karte abzuwerfen."

Dupont wollte auf diese, im scherzhaften Tone

gesprochenen Worte eine Höflichkeit erwiedern, Silvius jedoch schnitt ihm das Wort ab und sagte:

„Vertheidigen Sie sich nicht. Ich pflege meine Bekannten auch zu fragen: Wann sind Sie nicht zu Hause, damit ich Ihnen meinen Besuch mache?"

„Wie ist es aber möglich," fuhr Dupont fort, der sich von seinem Erstaunen immer noch nicht erholen zu können schien, „daß die nächsten Bekannten ein solches Juwel von Besitzthum haben können, ohne daß man davon eine Ahnung hat?"

„Ein Haus ist eine Frau, mein lieber Dupont, und die Beste ist, nach dem bekannten Ausspruch, Diejenige, von welcher man am wenigsten spricht. Ich habe das kleine Haus von meinem seligen Vater geerbt, allerdings sah es anders aus. Auf meiner Reise habe ich mir so eine Idee gebildet, wie das Haus, in dem ich einmal als eigener Herr denken und schlafen werde, aussehen könne, und so entstand die äußere Fronte und das Treppenhaus. Von den Wohnräumen sind nur erst diejenigen fertig, welche Sie gesehen haben: das Rauchzimmer, hier mein Arbeitszimmer, und dort jene Thür führt zu meinem Schlafzimmer. Die Räume auf der gegenüberliegenden Seite sind nur erst bis zum Anwurf fertig. Ein Eßsalon, ein großer Salon, der hier meinem Arbeitszimmer entspricht, und neben meinem Schlafzimmer nach dem kleinen Garten hin-

aus ein Boudoir für meine künftige Frau. Ich will diese Räume jedoch erst nach meiner Verlobung und nach dem Geschmack meiner Frau einrichten lassen."

„Und die Gräfin Wildner wird wohl auch nicht mehr lange auf sich warten lassen?"

„Befehlen Sie eine Cigarre, Herr Dupont?"

„Ich danke — danke," antwortete der Gefragte. Er hatte den Wink wohl verstanden. „Nun begreife ich auch, Herr Graf, warum Sie in den letzten Tagen weniger sichtbar geworden sind. Wenn man ein solches Daheim hat, wäre es Sünde, es nicht auszunützen. Man könnte diesem Arbeitszimmer wirklich gram werden, daß es Einem den Genuß und Vorzug Ihrer Gesellschaft entzieht. Sie scheinen viel zu studiren?"

„Ich lese hier ein ganz merkwürdiges Buch, die Geschichte der Civilisation, von einem Engländer Namens Buckle. Die Symbole, die beiden Gegensätze und Endpunkte, in denen sich unsere ganze Civilisation, unser modernes Leben in seinem Ringen und Verlangen bewegt, sehen Sie hier in diesem Zimmer: hier in dem Menschensohne den Ausdruck der höchsten sittlichen, und hier in dem Götterbild der ludovisischen Juno den Ausdruck der höchsten sinnlichen Mächte. Man gibt sich noch dem süßen Glauben an einen idealen Drang des Menschengeschlechtes nach Sittlichkeit und Schönheit des

Daseins hin, und nun muß man belehrt werden, daß die Triebkräfte aller Kultur keine psychischen, sondern physische waren, daß von Anfang an die größten Hebel in allen Händeln durch Menschenhand und Menschengeist, um mit Schopenhauer zu reden, doch nur der Hunger und die Sinnlichkeit waren. Der Philosoph hat nur den Ehrgeiz vergessen, vielleicht substituirte er diesen dem Begriffe des Hungers."

„Eine Gewissensfrage, Graf Silvius: Sind Sie ehrgeizig?"

„Das ist eine Frage, gerade so, als wenn Sie von mir wissen wollten, ob ich mich heute gewaschen habe. In unseren Tagen, wo die Bedingungen des materiellen, physischen Lebens so schwierige geworden sind, in diesen Kriegszeiten Aller gegen Alle, da muß ein Jeder ehrgeizig sein, wenn er sich oben halten will. Der Ehrgeiz ist eine gegebene Direktive, namentlich für Einen, der, wie ich, den Werth und die Bedeutung des Lebens immer nach dem Resultate desselben schätzt."

Die Unterhaltung spann sich zwischen den Beiden weiter; Silvius konnte ebenso gut über Kant sprechen, als ein schlecht gerathenes Polstermöbel mit Kenneraugen beurtheilen, er war auf allen Gebieten des gedanklichen wie des praktischen Lebens zu Hause. In die gewöhnlichsten Dinge wußte er neue, inter-

essante Beziehungen zu legen, den alltäglichsten Vorkommnissen originelle, von den allgemeinen, bekannten Anschauungen abweichende Bedeutung beizulegen. Wenn etwas, das er sagte, den Eindruck der Originalität oder des Bedeutenden, ja manchmal des Paradoxen machte, so kam das aus seinem Munde so unbefangen, ungesucht und natürlich, wie die naive Plauderei eines Kindes und wie seine ganze Persönlichkeit in der einfachen, schmucklosen grauen Joppe inmitten dieser luxuriösen, raffinirt geschmackvollen Umgebung erschien. Dupont war gegen ihn gehalten, in Rede wie in Haltung befangen, gezwungen, beengt.

Dupont lenkte das Gespräch auf das Bild, welches über dem Kamine hing.

„Hübsches Bild das," äußerte er. „Von einem guten Meister."

„Noch hübscher aber ist der Gegenstand," versetzte Silvius mit leichtem anmuthigem Lächeln. „Das ganze Zimmer ist eigentlich auf kein Bild angelegt, aber ich habe es mir doch nicht versagen können, es hier anzubringen, damit ich es immer vor Augen habe. In diesem Schlosse, das Sie auf dem Hügel sehen, stand meine Wiege. Wo man die Kindheit verbracht, da ist Einem die Heimat, und diese immer vor Augen haben, ist das beste Mittel, sich das Herz weich und warm zu halten."

„Ah, das ist also Ihre Stammburg!“ fuhr Dupont mit regerem Interesse fort. Seine Blicke sogen sich förmlich an der Leinwand fest; in ihnen drückte sich weniger die Freude am Genusse eines Kunstwerks, als die Uebersicht über einen fertigen Plan aus. „Wie heißt doch die Besitzung?“

„Gamberg. Sehen Sie da an der Stelle, wo das Schloß sich erhebt, stand die alte Burg der alten Dynasten von Gamberg. Im Bauernkriege wurde die Burg von den Aufständischen niedergebrannt, bald darauf starb das Geschlecht aus, wieder die alte Erfahrung bestätigend, daß Geschlechter, aus ihrem Besitze vertrieben, damit dem Untergang geweiht sind. Sie haben mit dem alten Boden ihre Wurzelkraft verloren, versiechen und sterben ab. Darauf bekam den Besitz mein Vorfahr Hans Konrad Achaz von Wildner, als Belohnung für die Dienste, welche er seinem fürstlichen Herrn bei Einziehung der Klostergüter geleistet hatte.“

„Ist Ihre Familie denn nicht katholisch?“ fragte Dupont.

„Gewiß rechnet man mich zu den Katholiken,“ setzte der Graf weiter auseinander, „meine Vorfahren waren sogar Katholiken. Jener Hans Konrad Achaz aber war Protestant und ein Freund Melanchthon's gewesen. Der Inquisitionsgeneral Arbues in Spanien hätte gegen die Ketzer nicht

ärger wüthen können, als es mein Vorfahr gegen die Mönche und Alles, was mit dem Klosterwesen zusammenhing, gethan hat. Sehen Sie dort auf dem Bilde, dem Schlosse gegenüber, etwas weiter zurück auf jener hervorstehenden Felskuppe, die Ruine?"

„Ja, ich sehe sie."

„Die heißt noch heute im Munde des Volkes ‚das Kloster'. Die Benediktinermönche hatten sich dort ein prächtiges Kloster, St. Himmelspfort, gebaut, das weit in das Land hinausschaute, lebten mit den Herren von Gamberg aber immer auf Kriegsfuß und hetzten die ganze Nachbarschaft gegen sie. Der alte Kampf zwischen weltlicher und geistiger Macht spielte auch auf diesem kleinen Territorium. Wo spielte er selbst heute nicht mehr? Achaz von Wildner setzte aber den Kuttenträgern den Daumen auf's Auge — sie wurden aus dem Kloster vertrieben, ihre Güter eingezogen; einige von ihnen wanderten nach Tyrol aus. Das Gebäude selbst ließ man zur Ruine verfallen. Man sagt, daß Achaz von Wildner den Theil des Schlosses — den ältesten hier, den mit dem Erker — nur deßwegen an diese Stelle mit der Aussicht nach der Ruine habe bauen lassen, um sich immer wieder an seinem Werke zu freuen. Das Kloster bedeutete ihm das Mönchthum und die Klosterwirthschaft überhaupt, und in dem Erker

war wirklich sein Arbeitszimmer. Es ist heutigen Tages noch erhalten. Auf mich aber ist der Prinzipienhaß meines Aeltervaters nicht übergegangen. Das Kloster war der Lieblingsort meiner Kindheit, dort ging ich an der Hand meiner Mutter am häufigsten, dort unter den mit Epheu bewachsenen Mauertrümmern waren die liebsten Spielplätze, und so oft ich hinblicke, sehe ich die hohe Gestalt meiner Mutter im weißen Kleide, das sie beständig trug, und mich als Kind an ihrer Hand den Berg hinaufwandeln. O süße theure Heimat, wie eine bessere Welt ruhst du in meinen Blicken und meiner Erinnerung!"

Zärtlicher und schwärmerischer kann der Blick des Geliebten nicht an dem Gegenstande seiner Sehnsucht und Wünsche hangen, als jetzt Graf Silvius zu dem Bilde emporblickte. Derartige weiche, hingebende Stimmungen schienen aber den Empfindungen Dupont's nicht besonders sympathisch zu sein, sie waren eine Abweichung von der Linie, die er auf sein Ziel gerade hingezogen hatte.

Dieser Kontrast zwischen den beiden Naturen zeichnete sich schon im Ton der Stimme. Silvius sprach in dem höheren Seelenfluge mit einem schönen, edlen Pathos, sein Ton bekam einen musikalischen Klang, die Stimme Dupont's blieb immer trocken

und klanglos, auch jetzt, als er den Dingen in forschenden Fragen weiter nachging.

„Wie kam es aber, Graf Silvius, daß die Familie solch' eines Puritaners wie des Achaz von Wildner, daß diese wieder in die Irrgläubigkeit der katholischen Kirche, wie Ihr Aeltervater dieselbe doch ansehen mußte, zurückfallen konnte?"

„Das geschah eben wegen des Klosters, und die alten Benediktiner hatten gewissermaßen eine Genugthuung für die erlittene Unbill durch den Lauf der Dinge bekommen. Nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens wurde der Fluß, den Sie ebenfalls auf dem Bilde sehen, als Grenzscheide angenommen, das Land jenseit desselben, also auch das Kloster, einem geistlichen Fürsten überwiesen, so daß unsere Familie nun zwei Lehensherren hatte, und in dem geistlichen Herrn keinen besonders freundlichen. Wegen der Belehnung mit dem früheren Klostergut der Benediktiner wurden daher Schwierigkeiten seitens des katholischen Hofes gemacht, die nur dadurch beigelegt wurden, daß Graf Gideon Wildner, auf dem damals die Familie allein stand, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehrte. Ein Jesuitenbeichtvater hatte das Geschäft gemacht. Aber nur hundert Jahre etwa hatte die Freude an dem also gewonnenen Besitze gedauert, da rächte sich auch diese Untreue wieder.

Nach dem Reichsdeputationsbeschlusse wurde der geistliche Besitzstand ganz annullirt und alle mit demselben verbundenen Gerechtsame, Lehen u. s. w. mit einem Federstrich aufgehoben, unsere Familie war also des Besitzstandes jenseit des Flusses verlustig gegangen. Derselbe ist jetzt Staatsdomäne, nur die Ruine selbst und ein kleines Terrain um dieselbe gehört einem Bauer aus dem Dorfe Gamberg. Noch bemerken muß ich, daß der zweite Preis für den Uebertritt des Gideon von Wildner die Erhebung meiner Familie in den Grafenstand war. An dem Besitze des Klosters lag der Familie darum so viel, weil sich daran eine alte Sage knüpfte, die sich jetzt noch in dortiger Gegend verbreitet findet und jener erste Graf Wildner auch als begründet angenommen haben mag — nämlich die Sage von einem großen Kirchenschatz, den die Mönche vor ihrem Auszug aus dem Kloster vergraben haben sollen. Ich habe den Schatz aufgefunden."

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr Dupont's Lippen. Silvius lächelte und sagte:

„Aber keinen, der für Sie vielleicht Werth hätte. Mein Schatz sind die Jugenderinnerungen, die dort ruhen, das Andenken an meine Mutter, und solcher ist köstlicher als derjenige, an welchem die Motten nagen, wie schon der Sohn der Mutter aller Mütter sagt."

„Und werden Sie, wenn Sie einmal sich der Bewirthschaftung Ihrer Güter widmen, Graf Wildner —"

„Bitte," unterbrach ihn Silvius, „es ist nur ein Gut von sechstausend Morgen —"

„Nun — das ist schon etwas. Sie haben mich unterbrochen, Herr Graf, ich wollte Sie fragen, ob Sie das Gut nicht einmal industriell ausbeuten werden."

„Es fragt sich nur, was Sie darunter verstehen. Wenn Sie damit meinen, ob ich die neuesten Entdeckungen der Wissenschaften für die Verbesserung des Bodens anwenden werde, ob ich auch daran denke, eine neue, bessere, auf rationelle Prinzipien gegründete Forstwirthschaft einzuführen, so sage ich Ja — entschieden Ja. Man hat bis jetzt nur empirisch gewirthschaftet, ich bin seit einem Jahre beschäftigt, mich mit diesen Dingen auch theoretisch bekannt zu machen. Wenn mir mein alter Förster sagte, die Fichte komme nur in einer Flugsandparzelle fort, so fühlte er sich als meine Autorität. Kann ich ihm dagegen sagen, warum das geschieht und ihm das aus der Beschaffenheit des Bodens klar machen und aus dessen Bestandtheilen, dann fühlt er den geistigen Blick über sich, und dann erst bin ich sein wahrer Herr. Man muß nie von seinen Leuten abhängig sein, außer

durch das Vertrauen auf ihren Fleiß und ihre Treue."

„Sie haben mich nicht ganz verstanden, Graf Silvius. Sie werden durch diese naturgemäße Art der Bewirthschaftung bei der größten Thätigkeit höchstens vier bis fünf Prozent erreichen, während Sie von Ihrem Kapital vielleicht das Doppelte haben könnten."

„Wie so?" fragte der Graf mit eigenthümlich forschendem Blick auf Dupont.

„Der Fluß, der Wald, die Gebirgsformation, alles Das scheinen mir sehr günstige Anzeichen für das Gedeihen großer industrieller Etablissements, wie Hüttenanlagen, Maschinenwerkstätten. Wenn Ihnen nun, ich nehme an, eine Gesellschaft das Doppelte für Ihr Besitzthum geben würde, als dasselbe wirklichen Werth hat — was dann, Graf Silvius?"

„Dann würde ich Nein und so entschieden Nein sagen, als ich vorhin Ja gesagt habe, weil nach meiner Ueberzeugung diese Spekulation mit Grund und Boden der Grund all' unserer sozialen Mißstände ist, die namentlich in der Arbeiterfrage jetzt zu Tage treten. Unsere moderne soziale Frage ist eigentlich die agrarische Frage, und hier hat uns das römische Recht, das eigentlich nur ein Stadtrecht war und keine selbstständige ländliche Bevölkerung kannte, ich sage, das römische Recht mit

seiner verwerflichen Lehre der Disposition über das ländliche Grundvermögen, lediglich nach den Bestimmungen des Privatrechtes, unendlichen Schaden gethan; dasselbe ist lediglich aus städtischen Verhältnissen, aus der Natur des beweglichen Eigenthums abgeleitet. Es widerspricht ganz und gar den ländlichen Verhältnissen in einem Staatsleben von gesunder Gliederung, daß Jeder über sein Grundeigenthum, je nachdem es ihm beliebt, verfügen kann. Es widerspricht dem ganzen germanischen Wesen, daß der Boden, der uns trägt, der uns nährt, ein bewegliches Kapital sei — ein Gegenstand der Spekulation des Kapitals. Durch den Druck desselben auf die Bodenkraft geschieht es, daß die ländliche Bevölkerung den Städten zueilt, in der Hoffnung, dort besseren Verdienst zu finden, es wird durch dieses Zuströmen von Arbeitskräften eine Konkurrenz von Arbeitswaare erzeugt, die mit der Nachfrage in keinem Verhältnisse steht. Dadurch, daß der Grundbesitzer den Anforderungen des Kapitals, das auf seinem Besitzthum lastet, vor Allem gerecht werden muß, wird die Kraft des Bodens immer mehr ausgebeutet und nicht vermehrt. Die Lebensmittel steigen in bedenklicher Weise, und die Ernährung des Volkes wird dadurch nur schwieriger, die Haltung desselben immer drohender. Wir gehen durch die Alleinherrschaft des Kapitals einer sicht-

baren Zersetzung der gesunden Säfte des Gesellschaftskörpers entgegen, wenn wir den Grundsatz nicht beherzigen: Heilig — heilig sei uns die nährende Ackerkrume!"

Silvius hatte sich warm geredet, er ging mit raschen Schritten unter der Nachwirkung dieser Gedanken im Zimmer auf und nieder. Seine Augen blitzten noch, und auf seiner Stirn lag das Leuchten des Geistes. Dupont dagegen schien geärgert, seine Mienen hatten einen verdrießlichen Ausdruck. Mit diesem empfahl er sich auch. Seine Pläne waren gescheitert. Die Erwähnung des Verkaufes von Gamberg war nur erst ein leises Sondiren, wie der jetzige Besitzer darüber denke, er mit seinen Ideen wagte sich noch nicht in den Vordergrund zu stellen, um im Falle einer Weigerung des Grafen diesem gegenüber nicht bloßgestellt zu sein. Durch den Besitz der Herrschaft wäre er mit einem Schritte mitten in einer festen, hervorragenden, gesellschaftlichen Position gewesen, die Thüren zur ersten Kammer hätten unmittelbar aus derselben in die ersten Salons und Familien geführt, der Widerstand des alten Patriziats der Stadt wäre durch seine politische Bedeutung und die Gefährdung, die er dem städtischen Wesen vielleicht hätte bringen können, gebrochen worden, und nun hatte das entschiedene Nein des Grafen und die Begründung

desselben ihn aus der Position geworfen, die er in seinem Geiste bereits eingenommen hatte.

Dupont war ein Fatalist, und die Statue der Elpis, die über dem Eingange zum Hause auf ihn mit verheißungsvollem Gruße herabzublicken schien, schien ihm ein gutes Zeichen. Desto empfindlicher war ihm der abweisende Bescheid des Grafen, desto eifriger sein geistiges Suchen nach einem anderen Wege zu seinem Ziele, und vielleicht auch nach einem Mittel, sich an dem Grafen Silvius in irgend einer Weise zu revanchiren.

„Gnädiger Herr, ein zum Krüppel geschossener früherer Soldat bittet Sie um eine kleine Gabe!“

Eine Hand mit einer alten Soldatenmütze streckte sich ihm entgegen; es war ein noch junger Mann, der mit bittender Miene vor Dupont stand, mit einem Stelzfuß und einer Krücke. Wenn auch der verschlagene Ausdruck des Gesichtes nichts besonders Empfehlendes war, so reichte Dupont dem Bettelnden dennoch die erbetene Gabe. Das machte, es gingen eben Personen vorüber, und er pflegte mit Absicht öffentlich Almosen zu geben, was unter den Bettlern auch bekannt war.

„Gott lohne es Ihnen tausendmal, gnädiger Herr, und vergelte es Ihnen an einer schönen Frau, wie das Fräulein da oben ist.“

Dupont schaute auf. Er sah sich vor dem Turneyssen'schen Hause, oben im Fenster stand Ada, sie hielt eine Blume in der Hand und mit einer Geberde, als wollte sie ihm dieselbe darreichen; und diese erschien ihm wie das zweitmalige Grüßen der Hoffnung, wie eine freundliche Ermuthigung des Schicksals. Wie Einer an ein Wagniß geht, dessen Gelingen ihm selber mehr als zweifelhaft, dessen Wagen aber schon ein hoher Genuß ist, so fesselten sich jetzt Dupont's Gedanken und Pläne an jenes Mädchen da oben, von dem man sagte, daß ihre Züge der Statue der Elpis vor dem Hause des Grafen Wildner zum Modell gedient hatten.

Siebentes Kapitel.

Ein eigenthümlicher Fund.

An einem der nächsten Tage, als Sandauer seinen gewöhnlichen Abendbesuch bei der Präsidentin machte und Bericht über Klärchen Hosbeck abstattete, schellte die Präsidentin.

Ein Diener im schwarzen Frack, mit weißer Binde, ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, trat ein.

„Weisert," wandte sich die Präsidentin nach ihm, „trage Er doch gleich mehrere Büchsen mit Eingemachtem und Wein — Ungarwein — zu dem Mädchen — wo ist die Wohnung, lieber Sandauer?"

„In der Vorstadt — Baumstraße Nro. 10 — ein kleines einstöckiges Haus — da links eine gewisse Klara Hosbeck besuchen.

„Also eine gewisse Baumbeck" — repetirte der Diener.

„Nein, Hosbeck“ — verbesserte der Oberge=richtsrath.

„Also Hosbaum — gut — gut!“

„Hosbeck,“ sagte die Präsidentin fast schreiend, „Hosbeck.“ — Was ist Ihm denn nur, Weisert, daß Er heute so konfus ist?“

„Ach, verzeihen Sie nur, Frau Präsidentin, die Bäume gehen mir heute einmal im Kopfe herum. Mein Aeltester, der Anton, erst sollte er Buchbinder, dann Bürstenbinder werden, und jetzt Knopfmacher — aber nirgend thut der Bengel gut, bis ich ihm zuletzt seinen Willen gethan und ihn hinaus zur Jägerei gegeben habe, heute ist er nun zum Förster.“

„Da hätte Er auch was Gescheidteres thun können. Jäger kommt gleich nach dem Dorfschul=meister auf Wartegeld.“

„Wollte mir auch nicht wohl in den Sinn, und ihm wieder wollte es nicht aus dem Sinn. Aber da drüben bei dem Herrn Riedner ist seit einiger Zeit ein Mädchen eingezogen; mit dem hat der Teufelsjunge gleich Bekanntschaft gemacht, und das dumme Ding machte den Jungen erst recht rabiat. Kommt er vor einigen Tagen nach Hause und heult mir was vor: ‚Zum Knopfmacher gehe ich nicht mehr — Knopfmachen ist ein unmänn=liches Metier, das paßt höchstens für Krüppel,

die zu nichts Besserem taugen — ich bin ein gerade gewachsener Mensch — ein hübscher Mensch.' — ‚Dummer Junge,' sagte ich, und steckte ihm eine hinter die Ohren. ‚Wer redet Dir solch' dummes Zeug vor?' Also wer war's, Frau Präsidentin? Das Mädchen, das sich der Herr Riedner angenommen hat oder — na, was Rechtes weiß man nicht."

„So — also Die" — versetzte die Präsidentin und wandte sich an den Obergerichtsrath. „Apropos, das Mädchen — die Leute reden so Mancherlei in der Stadt und von Personen auf meinem eigenen Grund und Boden — das ist mir nicht lieb. Der alte Mann hat sich doch sonst nichts zu Schulden kommen lassen, und ich kann doch nicht glauben, daß das Mädchen —"

„Ein kleiner Sprühteufel ist sie — ein Kobold — die meinen armen Jungen ganz verzaubert hat. Früher war mein Bastian so doucement in Allem, und nun ist in ihn auf einmal ein ganz anderer Murr gekommen. — Alles durch das Mädchen, die ihn sich zum Laufburschen ausersehen hatte. — Und nun muß er draußen im Wald, in Sturm und Wetter mit dem gefährlichen Schießgewehr umhertrollen, und hatte es zu Hause bei Mutter so gut und bequem gehabt. Also eine gewisse Waldbeck."

„Hosbeck!“ rief die Präsidentin.

„Ja so — nun merk' ich's auch. Hosbeck.“ Damit ging er aus dem Zimmer.

Als der Diener weg war, wandte sich die Präsidentin zu ihrem Freunde mit den Worten:

„Eine Bitte, Verehrtester. Die Wirthschaft in dem Pavillon mit dem Alten und dem Mädchen — die gefällt mir nicht — wenigstens sprechen die Leute darüber. Man weiß ja nicht, wer das Mädchen ist, in welchen Beziehungen sie zu dem Riedner steht. Gehen Sie 'mal, und überzeugen Sie sich selbst und erstatten Sie mir Bericht. Ich will beruhigt sein, denn sonst müßte ich kündigen.“

Am nächsten Tage ging Sandauer aus dem Vorderhause nach dem Pavillon.

Cilly erstaunte nicht wenig, als sie einen Mann plötzlich in die Stube eintreten sah, den sie nicht kannte, nie bei Herrn Markus Riedner gesehen hatte; aber nach außen hin war an ihr nichts wie Befangenheit zu merken; sie gab sich dem Fremden gegenüber ganz ungezwungen. Und dieser Fremde hob die Brille wie vor einer Lichtblendung höher, seine Augen öffneten sich weit und um die Mundwinkel ging eine Bewegung, als ob er eben einen Leckerbissen am Gaumen gehabt hätte.

„Erschrecken Sie nicht, mein Kind,“ brach er das Schweigen, „erschrecken Sie nicht, mein liebes

Kind, daß Sie mich so sans façon hier eintreten sehen."

„Ich erschrecke vor keinem Menschen," war Cilly's Antwort.

„Ei sieh' — sieh'! Da haben Sie ja ein recht muthiges Herz, oder auch einen stolzen Sinn — oder Beides. Aber bei so jungen Damen ist das Alles nur eine hübsche, pikante Form für den starken Eigenwillen, den sie uns Männern entgegensetzen."

„Das war nie meine Absicht, mein Herr. Darf ich wohl fragen, womit ich Ihnen dienen kann?"

„Vorerst mit einem Sessel, mein liebes Kind!"

Dabei suchte seine Hand ihren Arm zu streifen, wie ganz zufällig; Cilly jedoch zog schnell ihren Arm zurück und erfaßte mit einer heftigen Bewegung den Sessel und schob ihm denselben entgegen, während sie sich gleicherweise hinter die Lehne eines Stuhles weiter entfernt stellte, gleichsam aus Instinkt möglicher Nothwehr. Sandauer schien das auch zu merken und nahm von da ab eine mehr reservirte Haltung an, in welcher er sich aber doch nicht enthalten konnte, hie und da mit einem eigenthümlichen Blinzeln die Blicke auf der herben Schönheit des Mädchens ruhen zu lassen.

„Wie sind Sie wohl hereingekommen, mein Herr? Ich habe doch nicht läuten hören. Es gibt

nur einen Eingang in unsere Wohnung, und der ist die Thüre in der Gartenmauer."

„Nur diesen einzigen? Jedenfalls kennen Sie den zweiten nicht, der aus der Hofmauer des Vorderhauses hierher in den Garten führt. Freilich wird er fast niemals benutzt — und doch — doch —"

Er dehnte die Worte und sah nach der Decke, wie wenn jetzt etwas sein Bedenken hervorriefe.

„Was, mein Herr? Es schien Ihnen etwas aufgefallen zu sein, vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben."

„Sie kennen, mein liebes Kind, also den Zugang vom Vorderhause nicht?"

„Wahrhaftig nicht. Ich sehe wohl, daß in der Hofmauer eine kleine Thür ist, habe mich aber nie darum bekümmert und komme niemals an jene Stelle des Gartens."

„Hm — hm — niemals — das ist eigenthümlich."

„Ich bin gewohnt, zu allen Dingen immer nur einen Zugang zu suchen."

„Wenn Sie niemals dorthin kommen, wie kommt es, daß in den Schnee, von der kleinen Thüre in der Hofmauer an bis an ein Seitenfenster des Pavillons, daß da Fußstapfen getreten sind, nur etwa sechs bis acht, an dem Seitenfenster verloren sie sich. Ist nach der anderen Seite ein Seitenfenster?"

„Ja wohl — es ist aber immer mit einem Laden verschlossen."

„Und wohin führt das Fenster?" frug der Obergerichtsrath mit der Schärfe eines Staatsanwalts.

„Das weiß ich nicht," war Cilly's kurze Antwort. „Drüben in dem Zimmer war ich niemals; der Ohm hat mir auch verboten, es zu betreten, und ich habe keine Lust, sein Verbot zu übertreten. Weiß ich doch, daß er am allerwenigsten im Stande wäre, etwas Unrechtes zu thun. Und wäre auch das nicht, so würde ich am wenigsten Diejenige sein, der darüber ein Urtheil zustünde. Ich bin ihm nur Dank — großen Dank schuldig."

„Ist Herr Riedner zu Hause?"

„Nein, mein Herr — der Ohm ist nach der Bibliothek gegangen. Der Freitag ist immer einer seiner Tage."

Sandauer stand von seinem Sitze auf; Cilly errieth seine Absicht, nach dem gegenüberliegenden Zimmer zu gehen, um das Fenster zu untersuchen.

„Es wird Ihnen nichts helfen, mein Herr — die Zimmer sind verschlossen, der Ohm zieht immer den Schlüssel ab, sobald er ausgeht. Was interessiren Sie nur so sehr diese Fußstapfen? Ist da etwas zu verwundern, wenn Sie hier die Erklärung suchen?"

Sie hob das Kleid ein wenig und zeigte ihren Fuß.

„Bitte, bitte," versetzte der Obergerichtsrath, als sie denselben wieder bedeckt hatte, „bitte, zeigen Sie ihn mir noch einmal, damit ich vergleichen kann, ob dieser Fuß mit jenen Fußstapfen in der Länge und Breite übereinstimmt."

Cilly kam diesem Wunsche ganz harmlos und unbefangen nach. Der Obergerichtsrath bückte sich mit einiger Mühe und umspannte mit seiner kleinen fetten Hand den schöngebauten Fuß des Mädchens. Cilly sah darin nichts Arges — es erschien ihr sogar komisch, als der Obergerichtsrath sich darum so viel Mühe gab. Sie konnte ihm nicht in das Gesicht sehen, denn sonst hätte ihr der Ausdruck der faunischen Lüsternheit in den Mienen des fremden Herrn auffallen müssen.

„Ich glaube, es stimmt so ziemlich" — sagte er dann schmunzelnd, als Cilly den Fuß endlich zurückgezogen hatte.

„Ich gehe sehr viel im Garten umher," sagte sie, „ich laufe täglich zwei Stunden Schlittschuh auf der Eisbahn, die mir der Ohm hat herstellen lassen."

„Die Spuren sind auch nicht von einem Schlittschuh, indeß jedenfalls von einem Damenfuße, und Sie sagten doch, daß Sie niemals an jene Stelle kämen."

„Wenigstens nicht so weit ich mich erinnere, aber da die Fußspuren da sind, so muß es doch wohl geschehen sein, daß ich mich dahin verirrt habe — unbewußt, wenn man so im Schlittschuhlaufen an Jemanden denkt."

„Sieh — sieh, also Sie denken auch schon an Jemanden?"

Cilly war wie mit Blut übergossen.

„Nein, nein," stotterte sie. „Sie verstehen mich ganz falsch. Ich wollte sagen, wenn man an Niemanden denkt. Wenn Sie aber so fortfahren, mich auszufragen, werden Sie mich die längste Zeit gesehen haben. Denn nun, mein Herr, nun fange ich fast an, mich vor Ihnen zu fürchten. Meine gute Mutter pflegte zu sagen, man solle sich vor den Leuten hüten, die viel fragen."

„Nun, so will ich es auch nicht wieder thun; denn ich möchte nicht, daß Sie — gerade Sie, mein liebes Kind, sich vor mir fürchteten. Ich möchte Ihnen sogar Vertrauen einflößen, ja, ja — das glauben Sie wohl nicht? Was?"

„Wenn Sie es sagen, wäre es zum wenigsten eine Unhöflichkeit, es nicht zu glauben. Ich glaube allen Menschen. Ich kann mir auch nicht denken, wie Menschen schlecht sein oder sich verstellen können, und wie man um eines Zweckes willen nur gut sein kann. Man muß es sein um des Guten selbst willen."

„Das sind sehr lobenswerthe Grundsätze, die Ihr reines Herz und Ihre vortreffliche Erziehung bekunden, mein liebes Kind."

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, mein Herr?"

„Sprechen Sie!"

„Nennen Sie mich nicht mehr liebes Kind — entweder mein Fräulein, oder mein Kind. Lieb kann ich Ihnen doch nicht sein, da wir uns gar nicht kennen. Und wenn es nur eine Redeweise ohne Inhalt ist, so soll man so inhaltsschwere Worte durch unwürdigen Gebrauch nicht entwerthen."

„Ich sehe, mein Fräulein, daß die Sache, in der ich hierher zu Ihnen gekommen, daß diese durch unsere Unterredung bereits erledigt ist."

„Welche Sache?"

Nun erzählte er Cilly, daß er im Auftrage der Frau Turneyssen gekommen sei, wegen ihrer weiteren Erziehung Erkundigungen einzuziehen, in der Befürchtung, daß diese von Herrn Markus Riedner vernachlässigt würde.

„Sagen Sie Frau Turneyssen meinen herzlichsten Dank für ihre freundliche Fürsorge; sagen Sie ihr, daß ich die beste, die liebevollste Erzieherin in dem edlen, großen, reinen, hingebenden Herzen meiner seligen Mutter gehabt hätte, daß ich einen vortreff-

lichen Lehrer in dem bischen Grütze habe, das mir der liebe Gott da hinein gelegt" — hier deutete sie auf ihre Stirne — „und ganz gute Anleiter in den Büchern, die Sie hier sehen, deren Inhalt übrigens besser ist, als ihr Aussehen. Sie sehen ein bischen verbraucht aus, hie und da können Sie auch Tintenflecke entdecken, aber ein Handwerkzeug, das immer blank aussieht, ist keine günstige Empfehlung für die fleißigen Hände des Besitzers."

Dießmal war es ein Strahl reinen, echten Wohlwollens, der aus den Blicken des Obergerichtsrathes auf das Mädchen fiel; denn Cilly sagte das Alles ohne die mindeste Absicht und bewußte Nachdrücklichkeit; es war das wärmste Bewußtsein, was da plauderte, und dabei war die Art und Weise, wie die Worte, die Sätze zwischen den weißen kleinen Zähnen und anmuthigen Lippen hervorrollten, äußerst graziös. Wenn Cilly so sprach, sogar mit einer gewissen kindlichen Unbekümmertheit, so war's, als hörte man Quellen rieseln.

Sandauer war ganz diesem Eindrucke hingegeben, und nur eine rein mechanische Beschäftigung war es, als er die Titel der daliegenden Bücher sich ansah.

„Alles sehe ich, mein Fräulein, denn nun kann ich Sie nicht mehr ein Kind nennen — alle Gegenstände des Wissens sind unter diesen Büchern ver-

treten — Sprachen — Geschichte, Geographie, Naturkunde — nur das Wichtigste, ei — ei — das Beste vermisse ich — ein Gebetbuch."

„Braucht die Lerche zum Singen Noten, braucht eine Blume zum Wachsen eine Zeichnung, braucht man zum Beten Worte, muß nicht Gebet Gedanke, Empfindung, Stimmung sein? Bete ich nicht jeden Tag, jede Stunde, nicht bei jedem Blick auf das Bild meiner Mutter und bei jedem Blick hinauf in den sonnigen oder gestirnten Himmel, auf das Bild Dessen, der am Kreuze sein Haupt zum letzten Todesseufzer hat neigen müssen, damit wir andern Menschen inne werden, wie viel ein Herz durch Liebe zu vollbringen fähig ist?"

Cilly's Hand deutete auf ein kleines, unscheinbares Kruzifix, welches auf dem Tische über ihren Büchern erhaben stand.

„Es ist von dem Prediger, der mich konfirmirt hat," erklärte sie. „Ich solle es immer vor Augen haben, dann würde ich niemals auf meinem Lebenswege straucheln. Ich habe ihm darum auch den Platz über allen meinen Büchern gegeben; denn ich meine, die Liebe ist höher denn alle Weisheit. Und nun, mein Herr, wollen Sie mir noch einen Gefallen thun?"

„Was in meinen Kräften steht. Ich bin so sehr und so ganz der Ihrige, daß Sie nur zu befehlen haben."

„Ach bitte, Sie spotten meiner, befehlen thun ja nur die Könige und Generale. Befehlen schickt sich doch nicht für ein Mädchen, nein, nur bitten will ich Sie — recht sehr — ja! Wollen Sie meine Bitte auch erfüllen? Geben Sie mir Ihre Hand her — nein — nein, geben Sie sie nicht her, ich glaube Ihnen so, aber bitte, gehen Sie jetzt wieder fort, ich bin vom Schlittschuhlaufen müde, ich will schlafen, bis der Ohm kommt. Ach — ich schlafe so gern!"

Sandauer erklärte sich zum Gehen bereit unter der Bedingung, daß Cilly ihm folge und ihren Fuß in die Fußstapfen des Schnees einpasse. Cilly ging mit ihm, sie setzte lachend ihren Fuß in die festgefrorenen Spuren, aber siehe da — ihr Fuß war bei Weitem kleiner, die Stiefel, von denen die Spuren herrührten, mußten auch eine dichtere Sohle haben, als die an Cilly's Schuhwerk war. Sie versuchte es auch in den andern Einsenkungen des Schnees und machte dieselbe Wahrnehmung.

Plötzlich hob der Obergerichtsrath seine Brille, wie immer, wenn irgend etwas seine außergewöhnliche Aufmerksamkeit erregte. Er bückte sich und holte aus dem Schnee einen dunklen Gegenstand hervor.

„Was haben Sie da, mein Herr?" fragte Cilly erstaunt und hatte den Fund ihm auch schon aus der Hand genommen. „Das ist ja eine Stiefeletten-

rosette — von braunem Atlaß und Sammet mit einem stählernen Schnällchen. Die kann nur einer Dame gehören — einer Dame, die sehr feines Schuhwerk trägt. Ich habe kein solches — ich habe nur schwarze Lederstiefel an — hier sehen Sie.“ Abermals hielt sie dem Obergerichtsrath ihren Fuß hin. „Ach, hätte ich noch eine zweite! Ich würde sie auf meinen Stiefelchen tragen!“ sagte sie und hielt die Rosette mit großem Wohlgefallen auf den Fuß.

„Die eine aber kann Ihnen nichts helfen, mein Fräulein, — geben Sie sie mir, ich kann sie besser brauchen.“

Sandauer mußte die Rosette von großem Werthe sein; denn sonst hätte er dieselbe nicht so sorgsam in seiner Brieftasche aufbewahrt.

Der Weg in das Vorderhaus ging durch einen ganz kleinen Hof, aus dem man durch eine offene Halle in den größeren, von Arkaden umgebenen gelangte. Als Sandauer die nach dem Pavillon-grundstücke führende Thüre geschlossen hatte, blieb er stehen und beobachtete die Fußspuren, die sich auch innerhalb des kleinen Hofes zeigten, aber nur etwa fünf oder sechs; merkwürdigerweise setzten sie sich nicht in der Richtung nach den Arkaden fort, und doch gab es keinen andern Weg nach dem Vorderhause zurück, als unter den Arkaden. Der

Obergerichtsrath sah sich nach allen Seiten forschend um, von woher die Fußspuren wohl kommen oder wohin sie führen könnten. Allerdings setzten sie sich fort, er sah nur nicht und kam auch nicht darauf, daß vom Dache frischer Schnee gefallen war und sie nur verschüttet hatte. Er schüttelte ärgerlich den Kopf, die Sache war ihm unbegreiflich und seine Kombinationen waren hier zu Ende. In der Halle, in dem offenen Flur, den die Arkaden bildeten, waren weder Thüre noch Treppe zu sehen, von beiden Seiten nur eine Wand, eine reiche korinthische Säulenstellung in Renaissancegeschmack mit weißem Gyps beworfen. „Sie muß," sagte sich Sandauer, „sie muß doch aus dem Vorderhause von der großen Wendeltreppe über den großen Hof durch die offene Säulenhalle in den kleinen gelangt sein — aber zwischen den Fliesen der Durchgangshalle und den Spuren im kleinen Hofraum war keine Verbindung, sie kann also nicht den Weg durch die Vorhalle genommen haben, sie muß auf der Himmelsleiter hernieder- oder aufgestiegen sein, denn anders ist die Sache nicht denkbar, da auch im großen Hofe keinerlei Trittspuren sich zeigten." So schloß Sandauer, sichtlich geärgert, da sich durchaus keine Handhabe bieten wollte, an welcher er von Schluß zu Schluß und endlich zu einem Resultat gelangen konnte.

Bei Frau Turneyssen ließ er von seinen Entdeckungen nichts vermerken; er war ihr gegenüber derselbe, der er immer war, freundlich, aufmerksam, sich ihren Launen und Neigungen scheinbar unterordnend, amüsant in der Unterhaltung, selbst kleine pikante Stadtgeschichten nicht verschmähend, die er mit einem gewissen Hautgoût in der Betonung zu würzen verstand. Dießmal erstattete er über seinen Besuch im Pavillon Bericht und versicherte die Präsidentin, daß alle ihre Besorgnisse hinsichtlich der Erziehung und des Seelenheils des Mädchens ungegründet seien.

„Ich möchte allen Menschen wünschen, daß es in diesem Bezug bei ihnen so gut stände, als bei der Pflegetochter Ihres Miethers, Frau Präsidentin. Sie hat keine Erziehung in Bezug auf das, was Erziehung verderben kann, und wiederum die beste, nämlich diejenige, welche ein selbstständiger und rastlos arbeitender Geist gewährt."

„Nun dann bin ich beruhigt, lieber Obergerichtsrath, und danke Ihnen von Herzen, daß Sie den Gang für mich gemacht haben."

Sandauer ging auf einen andern Gegenstand über, er fing von dem Turneyssen'schen Hause an, von dessen Schönheit und vornehmen Bequemlichkeit.

„Dazumal, als es gebaut worden, hatten weder Raum noch Zeit den Werth, den sie jetzt erlangt,

dazumal hat man sein Dasein nach allen Seiten in aristokratischer Behaglichkeit ausdehnen können," bemerkte Sandauer. „Zum Beispiel diese Höfe. — Wir brüsten uns mit unserer modernen Gesundheitspflege und fehlen gegen dieselbe auf die gröbste und unverantwortlichste Weise. Wir bauen große Festsäle, in denen wir unsere Eitelkeit befriedigen, wir legen aber keine Höfe mehr an, die unseren Räumen Licht und Luft geben. Sie sagten mir einst, daß der Pavillon vornehmlich der Aufenthalt von Jean Timotheus Turneyssen gewesen sei, der später verschwunden ist."

„Ja, er war dort am liebsten, und der Pavillon lag seiner Wohnung am nächsten."

„Hatte er denn außer dem Pavillon noch eine andere Wohnung?"

„Seit den Jahrhunderten, die dieses Haus steht, wohnt der Jüngste immer in der ersten Etage der Hoffront, also über den Arkaden, durch die Sie in den hinteren kleineren Hof gelangen, in derselben Wohnung, die jetzt Ada inne hat.

Dann mußte er aber," bemerkte Sandauer, „um nach seinem Pavillon zu gelangen, von seiner Wohnung den großen Korridor entlang gehen, bis zum großen Vorplatz da draußen vor Ihren Gemächern, die Wendeltreppe hinab, über den großen Hof, die Arkaden hindurch nach dem kleinen und dann durch

das Pförtchen. Eine andere Verbindung gibt es doch nicht zwischen den Gemächern, die jetzt Fräulein Ada inne hat, und dem Pavillon?"

„Ich weiß wenigstens von keiner — und es sind nirgend im Hause die Spuren von solcher zu entdecken. Das System der Vorder- und Hintertreppen, das mochte bei Schlössern ganz passend und bequem sein, wo allerhand heimliche Geschichten spielen, aber nicht für ein Bürgerhaus, wo es Prinzip des Hausherrn war, sein ganzes Haus immer unter seinen Augen zu haben."

Der Präsidentin war es aufgefallen, daß ihr Freund sich gar so angelegentlich und in einer Weise, in der sich der Jurist nicht verleugnen konnte, nach den örtlichen Verhältnissen ihres Hauses erkundigte. Er hatte bisher so lange Jahre mit ihr in Verkehr gestanden, und nie hatte er derartige Fragen gethan, also, sagte sich Frau Turneyssen, müßte er dazu eine besondere Veranlassung haben, und die wollte sie jetzt wissen.

„Warum besondere Veranlassung? Welche andere Bewandtniß sollte es mit meinen Nachforschungen haben, als das historische Interesse, welches an Ihrem Hause haftet und das Ihnen doch nicht neu sein kann, da ja fast täglich Fremde kommen, um das Haus in Augenschein zu nehmen. Dieses Interesse wurde jetzt in mir neu, als ich über den

Hof ging und die herrlichen Verhältnisse des Baues wie ein Hauch der Schönheit über mich kamen."

„Ich will es Ihnen auch glauben, obwohl mir die Sache im Anfang etwas seltsam vorkam. Ich bin heute überhaupt nicht in guter Laune."

„Warum denn, werthe Freundin?"

„Ach, fragen Sie mich nicht! Wir kommen über den Gegenstand doch immer wieder in Streit — Sie mögen auch Recht haben. Ada ist ein verzogenes Geschöpf, ich habe mir ihren starken Willen, ihr geniales Wesen — über den Kopf wachsen lassen."

„Ihr genialisches Wesen" — verbesserte Sandauer, — „das ist ein großer Unterschied — genial heißt Genie haben, und genialisch welches haben wollen."

„Nun da zeigen Sie es wieder, daß Sie meinem Kinde nicht grün sind. Ich sollte mit Ihnen im Grunde über Ada gar nicht mehr sprechen, und doch habe ich weiter Niemand als Sie, den ich in's Vertrauen ziehen kann, und ich muß sprechen, sonst stößt es mir das Herz ab. Stellen Sie sich nur vor, mit dem Grafen Wildner scheint es bei ihr auch schon wieder aus zu sein. Wenn man ihr von ihm spricht, bricht sie ab, als wäre ihr das Gespräch unangenehm. Aber so ist es nicht mit ihm allein, so ist es mit Zehn schon gewesen. Erst

enthusiasmirt sie sich für Einen, dann kommt etwas vor, was ihren Ansichten oder ihrem Willen widerspricht, und der Betreffende ist außer Mode und ein Anderer kommt in die Mode. — Bei Wildner hätte ich doch wenigstens gedacht, daß etwas daraus würde, denn mit ihm hat die Sache am längsten gedauert — Aber dießmal werde ich meinen Willen durchsetzen — das habe ich ihr heute erklärt, sie muß sich jetzt verheirathen. Mit wem? — Das ist mir egal — sie mag selbst den langen de Wys nehmen, aber sie muß sich verheirathen. Sie interessirt, sie zieht alle Männer an, aber dann verschließt sie den Wünschen und Hoffnungen ihr Herz, und die Bewerber ziehen wieder ab, wie die freienden Ritter von der gläsernen Jungfrau — sie muß jetzt heirathen."

Ein helles, anmuthiges Lachen war gleichsam eine Antwort auf die Rede der Präsidentin. Es kam von Ada, die eingetreten war und die letzten Aeußerungen ihrer Mutter gehört hatte.

„Wenn sie aber nicht heirathen will, Mama? Wirst Du sie wohl zum Altar schleppen? Ich bezweifle, denn Du weißt recht gut, daß ich mich nie schleppen lassen würde. Wie kann überhaupt nur ein sterblicher Mensch den Gedanken haben, in Herzensdingen irgend Jemanden beeinflussen oder bevormunden zu wollen! Liebe ist wie der Glaube,

beide sind unser zugemessenes Theil, unsere Schuld oder unsere Rechtfertigung. — Gott wird uns nie fragen: Wen hast Du geliebt? Was hast Du geglaubt? Das Wie? wird seine Richterstimme uns abfragen, und welch' arme Schächer würden wir sein, könnten wir die Antwort nicht aus unserem tiefsten Herzen heraufholen und ein beredt allgültiges Zeugniß geben!"

„Du hast immer Deine eigenen Ideen, mein Kind. Meinen Sie nicht auch, werther Freund, daß Ada ihre eigenen, wenn auch immer schönen Ideen hat?" wandte sie sich zum Obergerichtsrath.

Der aber sagte gar nichts, hatte die Hände über die Rundung seines Leibes gefaltet und ließ nur ab und zu einen Seitenblick nach dem schönen Mädchen hinüberstreifen, das mit seiner sammetumhüllten, vollen, üppigen Gestalt über die Lehne des Fauteuils gebeugt war und mit den großen Augen in dem marmornen Antlitze in die Glut des Kamins blickte, als sähe sie darin ein verwandtes, befreundetes Element.

„Liebe Mama," fuhr Ada fort, „wofür hätte ich ein eigenes Herz bekommen und einen eigenen Willen, als darüber vermöge dessen selbstständig zu verfügen? In unserer Familie sind die Heirathen immer gemacht worden, damit wirst Du bei mir kein Glück haben. Ich bin so sehr und mit vollem

Bewußtsein ein Kind meiner Zeit, daß ich auch in vollstem Maße von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch mache. Ich will keinem Menschen, auch meiner Mutter nicht, für mein Glück dankbar sein; aber auch Niemanden für mein Unglück verantwortlich machen. Unser Herz hat Gott in seiner Hand, und wenn der Augenblick seiner Mahnung gekommen ist, dann, Mama, brauchst Du mich nicht mehr zur Hochzeit zu zwingen, dann komme ich selbst und dann wird ein Strom der Liebe mein Wesen erfüllen, daß nichts ihn dämmen, nichts ihn ableiten, daß er Alles niederreißen wird, was ihm entgegentritt. — Du, Mama, hättest den größten Schaden davon, wenn ich heirathete, Du könntest doch nicht ohne mich leben, Du brauchst Jemanden, der immer um Dich ist, der Dich beschäftigt und Dich ärgert, was zu Deiner Gesundheit nothwendig ist, wie der Doktor sagt."

Ada lachte und setzte sich auf den Boden zur Seite ihrer Mutter, ihren Kopf in deren Schooß legend, und die Präsidentin streichelte das wellige Haar aus der herrlichen Stirn zurück und schaute lächelnd zu dem großen Kinde hinab, und ihr Lächeln sagte: „Kann ich denn anders? Ist sie denn nicht zu liebenswürdig?" Nach einer Weile erhob sich Ada rasch aus ihrer knieenden Stellung

und ging, die Arme übereinanderschlagend, mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Mama, ich dachte, bei Dir würde es heute wärmer sein, — ich wollte wie ein Küchlein unter Deine Flügel unterkriechen, aber ich finde, daß es auch bei Dir kalt ist.“

„Achtzehn Grade, wie immer,“ sagte die Präsidentin, indem sie das Thermometer vom Kamin nahm.

„Ja, wenn unser Wärmebedürfniß immer nach Graden bemessen werden könnte, so würde die heiße Luft der Wüste für ein liebedurstiges Herz immer nur die Temperatur von Spitzbergen sein.“

„Der Himmel behüte einen ehrlichen deutschen Mann vor Ihrer Liebe. Ihre Umarmungen würden ihn versengen,“ mischte sich der Obergerichtsrath in das Gespräch.

„Dann hat er wenigstens den schönsten Tod gefunden, den ein Mann sterben kann, und wer in der Liebe eines Weibes keine Todesgefahr auf sich nehmen will, der bleibe hinweg von der heiligen Tempelschwelle ihres Herzens. — Nur eine Hohepriesternatur darf in das Allerheiligste dringen, wo die höchsten Mysterien niedergelegt sind und die heiligsten Offenbarungen seiner warten. Warum sehen Sie denn immer so unverwandt nach meinen Füßen, Herr Obergerichtsrath?“

„Ich? Nach Ihren Füßen? Da irren Sie sich. Ja, ja, immer noch die kleine Eitelkeit, alle Blicke, alle Aufmerksamkeit auf sich selber ziehen zu wollen, und wenn man mit seinen Gedanken an einer Teppichblume haften bleibt, diese gleich auf Ihren Fuß abirren machen, auf dieses Meisterwerk der Schöpfung."

„Oder vielmehr des Schuhmachers," warf Ada ein.

Sie ärgerte sich, daß sie den schielenden Blick, den der Obergerichtsrath auf die Stelle, wo sie stand, fest gerichtet hatte, daß sie diesen überhaupt bemerkt und noch mehr, daß sie ihn erwähnt hatte. Sie wandte sich nach dem Kamin, warf sich in einen der Fauteuils und stellte die Füße auf die Bronzebalustrade, welche denselben umgab.

Der Obergerichtsrath ging diesen Bewegungen mit den Blicken eines Luchses nach, aber gerade als ob es Ada gemerkt hätte, faßte sie ihr Kleid und zog es über die Fußspitzen.

„Du scheinst ja sehr zu frieren, mein Kind," nahm Frau Turneyssen das Wort. „Warst Du auf dem Eise?"

„Nein, Mama, und ich gehe auch nie — nie wieder dahin."

„Das habe ich mir gedacht, wie diese Passion anging, daß sie nicht lange dauern würde. Deine Neigungen wechseln, wie die Kurse an der Börse.

Was hat Dir denn das Vergnügen so plötzlich verleidet?"

Mit einer jähen Bewegung richtete Ada stolz den Kopf empor, wie von einer Empfindung innerer Empörung zog sich ihre volle Oberlippe nach Oben, sie machte eine energische Geberde, als würde sie von einer heftigen, leidenschaftlichen Wallung erregt, als wollte sie dieser einen Ausdruck geben, aber im nämlichen Augenblicke erinnerte sie sich, daß sie mit ihrer Mutter nicht allein war und drängte das Wort von ihren Lippen zurück.

„Und ebenso wie das Schlittschuhlaufen, so wird das Zeichnen und Malen nicht von langer Dauer sein. Das ist noch mein einziger Trost."

„Leider, Mama, daß ich Dir diesen Trost nehmen muß," sagte Ada, plötzlich in einen leichten, scherzhaften Ton überspringend. „Die körperliche Bewegung in der frischen Winterluft war mir Vergnügen. Die Kunst aber ist eine Nahrung der Seele. Ich komme eben von dem Ausflug, den ich mit Professor Heinsius gemacht habe, um das Eigenthümliche einer Winterlandschaft zu studiren. Wir fuhren im offenen Wagen nach dem Seehäuschen — wir Beide im Fond des Wagens, unser Handwerkszeug, Mappen und Stühle auf dem Rücksitz, und dem guten Professor hatte ich noch meinen Plaid über den Kopf gezogen."

„So fuhrst Du mit ihm durch die Straßen?“

„Warum denn nicht, Mama?“

„Aber Kind, wie kannst Du Dich so dem Urtheile der Welt exponiren? Was werden die Leute morgen sagen? Ada Turneyssen mit einem Manne allein in einem Wagen!“

„Mit einem alten, würdigen Manne,“ schaltete Ada ein.

„Mit einem Professor!“ betonte die Mutter.

„Mit einem bedeutenden Künstler, immer besser, als mit einem reichen Strohkopf. Laß die Leute reden, was sie wollen, Mama. Sie sind so geistesarm, daß sie Unterhaltung von Außen brauchen; es amüsirt mich, wenn ich sie beschäftige. Warum soll ich mir in meinem Vergnügen denn Zwang anthun? Und freut es Dich denn nicht, wenn Deine Tochter so hübsche Bilder malt?“ Sie nahm ein Bild in Goldrahmen von der Staffelei und hielt es ihrer Mutter hin.

„Nun ja, was ist es denn?“ sagte diese geringschätzig. „Grüne Bäume — ein bischen Oelfarbe.“

„Nun, sollen sie etwa himmelblau sein? Ach, Mama, Du verstehst ja nichts von Zeichnung.“

„O, bitte recht sehr — Zeichnungen von Aktien, die haben ich und Dein seliger Vater uns wohl sehr angelegen sein lassen, und das ist eine Kunst, die viel besser rentirt, als die mit Pinsel und Farben.

Es fehlt jetzt bei Dir nur noch, daß Du das Violoncell spieltest und Dich öffentlich hören ließest."

„Ein Mensch, der etwas verredet, Mama, der setzt sich eine Schranke, und jede Schranke ist mir verhaßt. Ich handle nach dem Augenblicke, und wenn ich wüßte, daß ich mit dem Violoncell glänzen könnte, so würde ich auch das lernen."

„Kind, wo hast Du alle diese Ideen her? So habe ich mich schon hundertmal gefragt. Ich und Dein seliger Vater, wir waren gar nicht so."

„Wie der Himmel oft seine Launen hat, Mama," beschloß Ada lachend die Unterhaltung, indem sie das Bildchen an die Staffelei zurücktrug. Als sie wieder ihren Platz am Kamin einnehmen wollte, wäre sie fast gefallen, sie hatte einen Teppichschemel nicht bemerkt, der am Boden lag und der zum Gebrauche der Präsidentin eine Wärmflasche enthielt — sie hatte mit der Fußspitze daran gestoßen — kein Laut ging über ihre Lippen, aber wie heftig der Schmerz war, konnte man aus der Anspannung der Gesichtsmuskeln erkennen und aus der Energie, mit welcher sie den Schmerz zu unterdrücken bemüht war. Sie setzte sich nieder und nahm die Fußspitze in die Hand.

Der scharfe Blick des Obergerichtsrathes mußte dabei wahrnehmen, daß sein Fund in keiner Weise zu dem Schuhwerk Ada's passe — sie trug einen

dunkelblauen Atlaßstiefel mit einer Garnirung von dunklem Pelz.

„Daß ich es nicht vergesse, mein Kind," sagte die Präsidentin, etwas aus einer Papierhülle hervorholend. „Deine Jungfer hat es an mich abgegeben, da Du nicht zu Hause warst. Es war ihr geglückt, eine der verlorenen ganz ähnliche Rosette zu bekommen. Siehst Du hier, dieß ist die alte, und die neue ist jetzt nicht von ihr zu unterscheiden." Damit zeigte die Präsidentin die eine der Rosetten.

Der Obergerichtsrath erkannte darin das Seitenstück zu der, welche er gefunden und so wohl verwahrt hatte.

Achtes Kapitel.

Der Armenball.

Es war vielleicht drei oder vier Wochen später. Villa Dupont strahlte im hellsten Kerzenlichte. Vor dem Eisengitter brannten Pechpfannen, die sich durch den Vorgarten bis vor die Rampe der Anfahrt fortsetzten. Von unten bis oben war das schöne Haus in eine Lichtflut getaucht, und die seidenen Gardinen schienen mit Absicht nicht niedergelassen worden zu sein, damit die Lustres recht weit hinausstrahlen und es den Neugierigen verkündeten, die da vor dem Eisengitter versammelt waren, daß Herr Dupont ein Fest gebe. Equipage rollte um Equipage durch die Einfahrt und entlud unter dem eigens aufgeschlagenen Vorzelte ihren Inhalt an Männlein und Fräulein. Das Vestibül war in einen Blumengarten verwandelt. Blumenwände faßten von beiden Seiten die Treppen ein, und an den Absätzen derselben waren Livreediener postirt; oben am Ende der Treppe öffneten zwei derselben

die großen Flügelthüren, und mitten im Salon stehend erblickte man Herrn Dupont, die eintretenden Gäste durch seine liebenswürdigsten Mienen begrüßend. Die Damen waren in Balltoilette, die Herren in schwarzem Festkleide. — Die Diener riefen die Namen der Ankommenden laut in den Salon, gleichsam als ob es außer Herrn Dupont die hochgewölbten Räume vernehmen sollten, welche Ehre ihm wiederfuhr, daß es die besten, die ältesten und vornehmsten Namen der Stadt waren, die da von den Dienern recht handwerksmäßig ausgerufen wurden. Der Besitzer der Villa schien selbst davon geärgert zu sein, aber was weiß solch' ein Miethling von Lohndiener zu einem Thaler und einer Flasche Wein per Abend, welche Bedeutung, welche Vorgeschichte solch' ein Patriziername für Herrn Dupont hatte, und zugleich welcher Triumph sein Ertönen an dieser Stelle war! Hätte er es gewußt, würde er seinen Ausruf vielleicht nüancirt haben durch einen Beiklang von Ironie, von Schadenfreude, von befriedigtem Selbstgefühl.

Vielleicht waren diese Empfindungen auf den Zügen des Festgebers zu lesen, wenn dieselben Menschen, die bisher in vornehmer Abgeschlossenheit sich ihm gegenüber verhalten hatten, ihm nun zulächelten und die Hand drückten, und ihm versicherten, welch' hoher Vorzug es für sie sei, den Abend

in seinem kleinen Eden verbringen zu können. Dann gingen sie vorüber in den nächsten Salon, in dem auf einem der Sophas eine Dame die Honneurs machte, und ihre Gesichtszüge zogen sich in jäher Ueberraschung in die Länge, als sie in Derjenigen, welche die Herrin dieses Hauses vorstellte, die Präsidentin Turneyssen erkannten.

Was war das? War der Bann von Dupont und seinem Hause genommen, hatte die gesellschaftliche Ordnung der alten Stadt sich aufgelöst, waren Sterne gefallen — die Harmonie der Welten durch irgend einen Ruck in Unordnung gekommen? So hätte man bei der gesellschaftlichen Gliederung und Verknöcherung der Stadt angesichts dieser Resultate füglich fragen können. O nein, Alles war in seinem alten Geleise geblieben, die Sterne saßen noch fest am Himmel, die Nachtwächter gingen als Engel der Fürsicht noch nächtlich auf den Straßen und die Hunde liefen auch noch mit Maulkörben. Allerdings war etwas geschehen — eine Allianz, entstanden zwischen dem Obergerichtsrath Sandauer und Herrn Dupont. Charaktere wie diese brauchen nicht länger Vorstudien und Auskultationen, um gleich miteinander auf dem richtigen Punkte zu sein. Herr Dupont hatte nach der Abweisung, die er auf sein leises Anklopfen bei Wildner erfahren, bei Gelegenheit eines Besuches, den er dem Ober-

gerichtsrath gemacht hatte, diesem ganz strikte sein Ziel, das er zu erreichen willens war, bezeichnet und in einer Zahl das Opfer genannt, welches er zu diesem Zwecke bringen würde. Er hatte fünf Staatsobligationen von je tausend Thalern als Stiftung für den St. Vitusverein auf den Tisch hingelegt, und solchen Beweisen der christlichen Liebe Auge und Herz zu verschließen, diese große Sünde wollte der Vorstand der Korporation um keinen Preis als vielleicht einen noch höheren auf sich laden. Dem Manne konnte geholfen werden. Wenige Tage darauf gingen Annoncen durch die Zeitungen des Inhaltes, daß der neue Mitbürger der Stadt, Herr Dupont, in seinem unermüdlichen Wohlthätigkeitssinne und seiner reinen Menschenliebe zum Besten des Vitusvereines sein Haus zu Ball und Souper öffnen würde. Die Kosten des Abends würden von ihm getragen, die Erträgnisse desselben dem Vitusvereine zugute kommen. Abgesehen davon, daß es für Niemanden rathsam erschien, den Zorn des mächtigen Mannes, des Obergerichtsrathes, durch Nichtbetheiligung an dem Feste zum Besten des Vereines hervorzurufen, so hatte diese neue und geschickte Form die Sachlage mit einem Male geändert. Man kam nicht zu Herrn Dupont, man kam zu Herrn Obergerichtsrath Sandauer, man kam zum heiligen Vitus, man that ein gottgefälliges

Werk, und hatte dabei den Vortheil, die vielbesprochenen Räume der Villa zu sehen, auf die man längst neugierig war. Das Resultat des Abends waren die stolzesten Namen der Stadt, Frau Präsidentin Turneyssen auf dem Repräsentationssopha, und der Triumph, der heute aus den verbindlichen Mienen des Festgebers hervorleuchtete.

Für Sandauer war es kein Leichtes, die Präsidentin zu der Rolle, die sie in diesen Salons spielte, zu gewinnen. Sie hatte sich lange dagegen gesträubt; endlich war sie einestheils durch das Zureden Ada's, anderntheils durch die Furcht vor dem alten, werthen Freunde, der ihr den Refus gewiß lange nachtragen würde, in ihrem Widerstande besiegt worden. Für Ada war das Entscheidende nicht die Wohlthat in den pekuniären Resultaten, sondern jener prickelnde Trieb nach dem Außergewöhnlichen, der die Triebfeder fast aller ihrer Handlungen war. Sie that Alles gern, was andere Leute nicht zu thun pflegten, was auffallend, frappant war, von dem die Leute sprachen, und da sie selbst nicht gut die Honneurs machen konnte, so beredete sie ihre Mutter dazu.

Der Obergerichtsrath ging von einem Zimmer in das andere, bald die Präsidentin in ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen unterstützend, bald auch ermuthigend. Die alte Frau hatte gerade nicht viel

Geist, aber genug Takt, um das Peinliche ihrer Situation an diesem Platze zu fühlen, selbst wenn es ihr die Physiognomieen ihrer Standesgenossen, als diese ihrer ansichtig wurden, nicht gesagt hätten. Aber schließlich überredete sie sich selbst, daß sie es zu Gottes Ehre thue, und wie viel Gemüther beruhigt nicht dieser Trost! Dann ging Herr Sandauer wieder in den ersten Salon, seinem neuen Gönner und Freunde, wie er Herrn Dupont nannte, eine Prise Tabak aus seiner goldenen Dose anbietend, ab und zu ihm bei Nennung eines neuen Namens der Ankommenden einen jener Blicke zuwerfend, die man Augurenblicke heißen möchte, und die da sagten: „Hier siehst Du in Erfüllung gehen, was ich gesagt: Man kann in der Welt Alles erreichen, wenn man nur die entsprechende Form für die Erscheinung findet.“ Die Säle füllten sich — und die jungen Damen wandelten instinktmäßig nach dem großen Tanzsaal, wo die jugendlichen Tänzer in Kolonnen mit den Tanzkarten standen, auf jede neue Erscheinung zustürzend. Der Name eines Tanzes und ein Fragezeichen dazu, das war die ganze Unterhaltung. Was sind auch Worte, Ideen, Erörterungen in der geistreichsten, fesselndsten Konversation gegen dieses Schweben auf Wogen des Tanzes, gegen das Versinken von Aug' in Aug', gegen das Gefühl von Puls an Puls!

Die Ritter von der Tafelrunde des Junggesellen sind ebenfalls da. Der lange de Wys richtet mit seinem Ueberfluß von Armen und Beinen und Hals unter den Schleppen furchtbare Verheerungen an. Dank seiner Kurzsichtigkeit sieht er nicht die wüthenden Blicke, die ihm zugeworfen werden. Er nimmt die ironischen Bemerkungen Dannemann's über seine geschmackvolle Toilette für volle Münze; natürlich ist diese Toilette höchst geschmacklos. Aus der Weste schaut ein Spitzenjabot und auch der Kragen ist mit Spitzen besetzt. Er wundert sich nur, daß der kleine, flinke Rumäne, trotz seines gebrochenen Deutsch und seiner Verwechslung der Geschlechtswörter, seine Tanzkarte bereits vollgeschrieben hat, während er selbst noch keinen einzigen Tanz besetzt hat. Daß die Mädchen seine Annäherung mit Schaudern sehen, das bemerkt er nicht, und daß er, wie sie behaupten, gar nicht tanzen könne, das würde er nimmermehr glauben, selbst wenn er gehört hätte, wie die holden Damen es einander in die Ohren zischelten.

Zu der Gruppe Dannemann, de Wys, Dalesko tritt auch der blonde Raphael, empfangen von einem lauten Ausruf des Erstaunens. Ein funkelnagelneuer schwarzer Anzug umhüllte den zarten Wuchs, und wenn er eben die Raphael'sche Madonna vollendet hätte, so könnte größere Befriedigung nicht

seinen Augen entstrahlen, als jetzt, wo er den Effekt seiner Erscheinung wahrnahm. „Daniel im Frack!“ riefen Alle, ihren Gesellschaftsgenossen im Kreise drehend.

„Nicht wahr?“ versetzte dieser, mit seiner Hand über den Arm fahrend, um die Feinheit des Tuches zu prüfen. „Es ist der erste — in meinem ganzen Leben; bisher hatte ich nur Flause, aber die weiße Binde genirt mich — meine Mutter hat sie noch extra gestärkt, damit ich nicht so sehr mit dem Halse wackeln soll, was leider meine Gewohnheit ist. Seit meiner Konfirmation stak ich nicht mehr in einem Fracke, der war aber nur geliehen und mir um fünf Jahre zu lang, aber dieser paßt ganz vortrefflich, und mein Entrée hab' ich auch bezahlt.“

Neues Staunen von allen Seiten und allgemeines Fragen, ob er vielleicht einen reichen, unbekannten Onkel zu beerben das Unglück gehabt habe. Hubert machte eine verschmitzte Miene und schwieg.

Er war nämlich Tags zuvor dem Grafen Silvius in der Stadt begegnet und war von diesem durch die Straßen flanirend mit fortgezogen worden. Silvius hatte ihn gefragt, ob er zu dem Dupont'schen Ball ginge, und da Hubert dieß verneinte, so hatte ihm Wildner bedeutet, daß er kommen müsse.

„Sie waren so oft der Gast des Herrn Dupont gewesen, daß Sie diese einzige Gelegenheit, Ihrer

gesellschaftlichen Verpflichtungen gegen ihn quitt zu werden, nicht vorübergehen lassen dürfen. Das sind Sie sich als anständiger Mensch, als Künstler schuldig gegenüber diesem Manne, der sein Verdienst und seine Berechtigung Anderen gegenüber nur in sein Vermögen setzt. Selbstverständlich dürfen Sie sich von ihm auch kein Billet schenken lassen, und wenn Sie mir darum nicht böse werden wollen, Kleiner, so bitte ich Sie, daß Sie die Karte von mir annehmen — wollen Sie? Ja? Sie machen mir wirklich eine Freude, wenn ich Sie dort sehen kann."

Am Morgen des Balltages brachte der Postbote — kein Diener des Grafen — darin lag eine feine und zarte Rücksicht — in das kleine Haus der Vorstadt ein Paket, darin lag die Karte und als Anhängsel die ganze Balltoilette, in welcher mit stolz erfülltem Bewußtsein Hubert sich jetzt sonnte.

Jetzt trat Silvius in die Gesellschaft. Sein freundlich und vertraulich grüßender Blick begegnete dem Maler, den er zuerst sah, dann überflog er mit seinen Blicken den Kreis der jungen Damen, alle Augen aus demselben richteten sich hoffend, verlangend auf die schöne, wahrhaft vornehme Erscheinung des hervorragendsten im ganzen Herrenkreise, selbst die Länge des Herrn de Wys nicht

ausgenommen. Die von Silvius gesucht wurde, schien nicht unter den Anwesenden zu sein.

„Werden Sie sich nicht auch an der Tanzarbeit betheiligen?“ fragte ihn Dannemann. „Sehen Sie nur hin — die Blüte der ganzen Stadt — dazu sind auch zwei Mädchenpensionate losgelassen worden, um zur Ehre Gottes die Füße in Bewegung zu setzen und ein im Grund sündiges Werk, wie dieses Galoppiren, zu einem gottgefälligen zu machen.“

„Ich weiß es noch nicht,“ versetzte Wildner in kurzem Tone. Die Art, wie der Professor zu witzeln pflegte, war ihm in der Seele zuwider.

„Da ist sie!“ In mehr oder minder lauter Weise gingen diese Worte durch die Versammlung des Tanzsaales, sowohl durch die junge Welt unter den Lustres, als auch durch die reifere auf den rings um den Saal laufenden Divans. Manche Ehefrau hielt ihrer stärkeren Hälfte den Fächer vor die Augen, damit diese nicht verblendet würden, eine andere wieder zog den theuren Ehegatten, der sich den Hals auszurenken schien, auf den Sitz an ihrer Seite nieder. Es war Ada, die in den Saal getreten war, schön, stolz und lächelnd. Der Kreis, in den sie trat, erweiterte sich, selbst die jungen Mädchen wichen vor ihrem Wesen, vor der Uebermacht der Schönheit, der Grazie, des Geistes

zurück, und im Nu hatte sich um die neue Erscheinung ein Kreis von männlichen jugendlichen Gestalten gebildet, Jeder mit der Absicht, dem Andern zuvorzukommen, Jeder mit dem Wunsch und Verlangen, mit dieser herrlichen Schöpfung Gottes durch den Saal, durch alle Paradiese jugendlicher Phantasie zu schwirren. Aber Ada lächelte und schüttelte zu allen Bitten, Anfragen, Anträgen das schöne Haupt, und wie ein Schrecken ging durch den Saal die Deutung dieser Geberden in den Worten: „Sie tanzt heute nicht.“ Dafür tanzte aber ihre Mutter, oder vielmehr sie ging die Polonaise mit Herrn Dupont. Sie war blaß geworden, als die marschähnlichen Akkorde vom Orchester ertönten und der Festgeber mit seinem freundlichsten Lächeln und mit einer nicht abzuleugnenden Tournüre auf sie zukam, aber der Obergerichtsrath machte mit den Schultern eine Bewegung, in welcher der Sinn lag, daß der erste Schritt auch den zweiten bedeute, und wer sich auf das Respektssopha niedergesetzt habe, der dürfe auch zum Ehrentanz nicht Nein sprechen. Frau Turneyssen schleuderte ihrem Bedränger einen vernichtenden Blick zu, aber sie ging und war froh, als die Schlußakkorde von oben sich ankündigten, und sie ihrer Verpflichtung los und ledig war und sich zu Ada setzen konnte. Ada tanzte wirklich nicht, und wer sie darum schalt, dem sagte sie, daß

man nur bis zu einundzwanzig Jahren alle Tänze annehmen dürfe, von da an bliebe man im Ballsaal nur noch durch das Reflüsiren interessant. Ein Ball wäre ihr als gesellschaftliche Form darum so angenehm, weil er diejenigen Elemente, die nur von ihrer Erscheinung und nicht von ihrem Wesen angezogen würden und mit denen sie dennoch verkehren müßte, durch die Tanzbeschäftigung ableite — die jungen Herren, die nur von Wärmegraden und den Stearinlichtern zu reden wüßten, durch die Galoppaden und Polkas, das Geschlecht der Mütter durch das Interesse an den tanzenden Kindern, den in Gefahr kommenden Chignons, oder den abgetretenen Garnirungen; die sogenannten „Mauerblümchen" durch die Medisance, die sie an Denjenigen ausüben, die jünger, schöner und begehrter als sie sind.

Dieses gesellschaftliche Alluvium wurde durch das Rauschen der Musik hinweggespült, und das Residuum von Geist, Wissen, Gemüth, Erfahrung und bedeutender Lebensstellung bildete während der Rundtänze Ada's Umgebung.

Wildner hatte sich von Ada fern gehalten; scheinbar gleichgültig hatte er sich zu dem Professor und de Wys gehalten, der aus dem Paradiese des Tanzkreises ausgeschlossen war, und sah dem feurigen, beschwingten Dahinfliegen der schönen jugendlichen

Gestalten zu. Nur von Zeit zu Zeit schweifte ein Blick hinüber zu Ada, aber diese schien vollauf beschäftigt, dem weiten Kreise, in dem sie Herrscherin war, durch Lächeln, Scherzen, Antworten gerecht zu werden. In diesem Kreise war auch Dupont, und Ada schien ihm besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie richtete, ob aus innerem Antriebe oder aus Absicht, mit Vorliebe das Wort an ihn, und Dupont erwiederte diese Auszeichnungen durch Aufmerksamkeiten, an denen salongewandte Menschen so reich sind, die in einem bedeutsamen Blicke, einem passenden Worte, einem leichten Scherze so wenig sind und doch so viel wirken.

Jetzt reichte Dupont Ada den Arm und führte sie mit einer Andeutung, daß er ihr die übrigen Räume seiner Villa zeigen wollte, aus dem Saale. Plötzlich fühlte sich auch Hubert am Arme gefaßt und von Wildner fortgezogen. Hubert schien aber keine große Lust zu haben; sein Auge haftete an den Elfengestalten in Gaze und Blumen, und strahlte Entzücken aus.

„Ach, lassen Sie mich doch hier, Herr Graf, ich — wahrhaftig, ich möchte auch einmal das Tanzen probiren. Ich habe noch niemals einen Walzer versucht."

„Dann ist es besser, Sie lassen es," raunte Wildner ihm zu. „Kommen Sie, lieber Seewald,

erweisen Sie mir diesen großen Dienst — begleiten Sie mich."

Silvius zog dann seinen Freund mit sich fort, nach der Richtung, welche Dupont mit Ada genommen hatte. Er ließ das Paar immer nur ein Zimmer voraus sein, er hörte, wie Dupont Ada die Idee des ganzen Hauses auseinandersetzte, die Absichten, die ihn bei dem Arrangement der einzelnen Räume geleitet, und wenn er auch zu viel Klugheit hatte, irgend eine Summe zu nennen, die er darauf verwandt, so ließ er doch hin und wieder in dem Zeigen von Möbeln, Tapeten, Bildern, Bronzen die Größe eines Vermögens ahnen, das ihn zu solchen Ausgaben berechtigte.

„Das muß man sagen, dieses Haus ist ganz dazu gemacht, die Freude am Junggesellenleben sich zu erhalten."

„Dann mißdeuten Sie meine Absicht, Fräulein Turneyssen, ich habe dieses Haus für eine Frau berechnet und einrichten lassen."

Welche Antwort Ada gab? Sie wandte sich nach einer kleinen Marmorgruppe um, die einen im Weinlaube sitzenden kleinen Bacchus darstellte, und lobte die wundervolle Arbeit und fragte in einem Athem nach dem Meister, nach dem Orte, wo sie gekauft war, nach dem Preise, nach dem Marmor und vielen anderen Dingen, die zu der

Gruppe in gar keinem Verhältnisse standen. War vorhin in dem ganzen Wesen Silvius' eine tiefe leidenschaftliche Erregung, eine quälende Empfindung nicht zu verkennen, so schien jetzt an Stelle dieser letzteren ein momentanes Sonnenleuchten durch sein Herz; er glaubte diese Ablenkung Ada's verstanden zu haben. Wie von seinen eigenen Wünschen und Absichten gesandt, sah er jetzt einen Diener an Dupont treten, der den Herrn des Hauses hinwegholte. Dupont entschuldigte sich bei Ada mit den Worten:

„Wieder ein neuer Beweis, wie unerläßlich es ist, eine Frau im Hause zu haben. Immer Wirthschaftsangelegenheiten, auch wenn man Alles in besten Händen glaubt."

„Oder vielmehr wenden wir den Satz so" — erwiederte Ada, „wenn man Feste geben will, trotzdem man keine Frau hat."

„Und wenn das Fest in der Absicht gegeben wäre, diesem empfindlichen Uebelstand abzuhelfen?" sagte Dupont, mit vielbedeutendem Blicke sich gegen Ada verbeugend.

Ada sagte nichts darauf — vielleicht gab die Miene ihres Schweigens eine Antwort, denn Dupont verließ in sichtbarer Verlegenheit das Zimmer. Ada ging weiter, jetzt aber sah sie nicht mehr nach den Bildern empor — ihr Interesse an der Einrichtung der Zimmer schien nur eine Form, ein

Vorwand, eine Zerstreuung gewesen zu sein, sie ging langsam, das schöne Haupt gesenkt, von Gedanken schwer, bis sie im letzten Gemach der ganzen Zimmerflucht angekommen war. Das wußte Silvius, daß dort kein Ausgang mehr war; es war ein boudoirähnliches Gemach, mit einer schönen Gruppe von Palmen, einem kleinen Divan und einer Ampel von weißgrünem Milchglas. Der Graf war von einem raschen Entschluß erfaßt und sagte mit gedämpfter Stimme und in kurzen abgebrochenen Sätzen, aus denen die innere Bewegung sprach, zu Hubert:

„Kleiner, bleiben Sie hier — lassen Sie Niemand nach jenem kleinen Zimmer dort, und wenn Dupont zurückkehrt, so sagen Sie ihm, daß Ada nach dem Tanzsaal zurückgegangen sei, hören Sie? Nach dem Tanzsaal!“ Er ging nach dem Zimmer, in welchem Ada sich befand. Silvius hielt seine Schritte, die durch den dichten Teppich in ihrem Geräusch gedämpft wurden, an; sie waren gebannt, seine Blicke geblendet von dem zauberhaften Bilde, zu dem die Thüre mit den zurückgeschlagenen seidenen Portièren gleichsam den Rahmen bildete. Ada hatte sich auf den Divan niedergelassen, sie schien müde und hatte wie im Traume die großen Lider geschlossen. Die langen Wimpern breiteten sich wie ein Schleierhauch über die Marmorplastik des

wunderbar bleichen Antlitzes, auf welches das grünweiße Milchglas seinen vollen Schein warf. Die vollen Lippen waren halb geöffnet und bewegten sich ab und zu in leisem Zucken, als sprächen sie die leise Sprache der Sehnsucht. Das Haupt mit seinen üppigen Haarwellen lag in die Kissen des Divans zurückgelehnt und die weißen vollen Schultern und Arme schienen sich aus der bauschigen Umhüllung des Gazekleides herauszudrängen, die weißen Atlaßschleifen sich unter dem Athem der vollen edlen Wölbung der Brust auf und nieder zu heben. Die Wellen des weiten Gewandes flossen auf den Teppich nieder — ringsum war es todtenstill und nur ab und zu drang ein gebrochener Musikton herüber; die breiten Palmenblätter schienen der in ihren Schutz geflüchteten Gestalt Ruhe und Träume zuzufächeln. In Wildner's Antlitz stieg das Blut in heißer Wallung auf und nieder; seine Blicke waren Gluten, sein Gefühl stürmisches Verlangen. — Von diesem bewegt und ohnmächtig gegen eine höhere Macht des Willens, that er einige hastige Schritte näher — sein Fuß berührte schon die Schwelle des Gemaches — da hoben sich Ada's Lider, ihr Blick wandte sich nach der Ursache des Geräusches, das seine hastige Bewegung hervorgebracht hatte, sie erkannte den Grafen, der mit leichtem, aber respektvollen Gruß ihr näher trat.

„So gibt es doch kein Plätzchen," sagte Ada halb im Scherze, halb im Schmollen, „wo man sicher sein kann, einen Augenblick ohne Zeugen Athem schöpfen zu können. Man flüchtet sich in diese Palmenruhe und Einsamkeit — man wird in süße, heilige Träume gewiegt — man wandelt unter hohen Sykomoren — horch', ein Geräusch — mein Gott, ein aufspringender Löwe — man hebt die Augen — ja, ein Löwe, aber im schwarzen Frack, mit obligater weißer, vorschriftsmäßiger Binde, und wenn er ein wenig comme il faut ist, so kann es nur Graf Wildner sein."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Ada, für die günstige Meinung, die Sie für — meinen Anzug haben, und möchte Sie zugleich um Entschuldigung für die unliebsame Störung bitten. Ich habe Sie hierher Ihren Weg nehmen sehen und bin Ihnen gefolgt."

„Ein anderer Mann, Herr Graf, würde diese Absicht in einen Zufall verwandelt haben und sehr erstaunt gewesen sein, mich hier zu finden."

„Ich habe viel tolle Streiche in meinem Leben gemacht, Fräulein Ada, aber ich habe niemals gelogen. Ich sage das nicht, um in Ihren Augen als Tugendheld dazustehen, ich bin keiner, ein solcher müßte auch die Lüge aus moralischen Gründen gehaßt haben, ich habe das aber nur aus einem

praktischen gethan. Wer lügt, ist nicht allein schlecht, sondern er ist noch viel mehr, er ist dumm."

„Ob das aber auf so kleine unschuldige Lügen des Herzens eine Anwendung findet, Graf Silvius?"

„Das Herz ist immer wahr, Fräulein Ada — das duldet, das kennt keine Lüge. Die Lüge ist die Berechnung, das Spiel, das man mit den heiligsten Empfindungen treibt."

Kein Zweifel, daß Ada sich von den letzten Worten des Grafen einigermaßen getroffen fühlte. Zeugniß davon gab das momentane Schweigen, die Zeit, die sie nöthig hatte, um über den unangenehmen Eindruck sich selber hinweg zu helfen, und bis sie den Uebergang zu einer Form des Ausdruckes gefunden, der ihren Verdruß, ihren Unmuth und ihre Unzufriedenheit mit sich selbst zu maskiren hatte.

„Sie mögen Recht haben, Herr Graf; wollen wir uns aber in moralische Diskussionen einlassen, von denen man nicht besser wird? Abgesehen davon, daß man sich dabei nicht amüsirt, kann ich Ihnen nur sagen, daß ich es Ihnen viel mehr zugetraut hätte, wenn Sie gesagt hätten, Sie seien durch Zufall hierher gekommen."

„Wie, Fräulein Ada, das sagen Sie mir, das können Sie mir sagen? Das wäre also das ganze

Resultat meines Verkehrs in dem Hause Ihrer Frau Mutter, des beinahe täglichen Zusammenseins gewesen? Sie hätten wirklich nicht geahnt, was das Ziel meiner Wünsche, meiner heißesten Wünsche gewesen? Meine unausgesprochene Bewerbung, meine stillen, aber um so innigeren Huldigungen wären nicht nur Ihrem wahrnehmenden Geiste, sie wären auch Ihrem Herzen ein Geheimniß geblieben? Und doch — doch muß ich es glauben! — O das ist sehr schmerzlich — und dieser Augenblick, wo ich es erfahre, vernichtet eine blühende Saat von Hoffnungen — eine herrliche Zukunft!"

Einige kurze Lachlaute ließen sich hören, keines herzlichen, nein, eines verbitterten, eines beklommenen Lachens. Sie kamen von Ada, die sich unwillig von Silvius abwandte, nachdem sie ihm einen Blick zugeworfen hatte, der fast wie der Zorn beleidigter Liebe zu deuten war. Aber im nächsten Momente war das Alles verschwunden, da lächelte sie wieder, da bewegte sie graziös den Fächer und hatte auch den Ton leichten Scherzes wieder gefunden.

„Sprechen wir von etwas Anderem, Herr Graf, von Politik, von Kunst, — aber lassen wir das —"

„Nein, Fräulein Ada, lassen wir das nicht."

„Es können jeden Augenblick Leute unsere

Konversation stören, gerade wenn sie am interessantesten Punkte wäre, nämlich wenn Ihre reizende Heuchelei zum Vorschein käme."

„Meine Heuchelei? Ich bitte um eine Erklärung, mein Fräulein — ich muß darum bitten, ich gehe nicht eher von der Stelle."

„Aber bedenken Sie doch, daß wir hier nicht in meinem Boudoir zu Hause sind — alle Thüren stehen offen."

„Seien Sie unbesorgt, ich habe meine Maßregeln getroffen, es wird uns Niemand in unserer Auseinandersetzung stören — dafür sorgt dort im zweiten Zimmer Seewald."

„Ah, ein vorsichtiger Kommandeur, der seine Vorposten ausstellt."

„Sprechen wir weiter, Fräulein Ada, Sie werden mir mit Ihren Scherzen für dießmal nicht entschlüpfen, oder wenn Sie wollen, dann geben Sie nur zu, daß Sie sich fürchten, und die Furcht setzt immer, verzeihen Sie mir, ein nicht ganz gutes Gewissen voraus. Das stimmt ohnehin zu meiner Wahrnehmung — und das Herz, die Liebe hat die Gabe der Diagnose in einem visionären Grade. Sie vermieden, mir in letzter Zeit zu begegnen — in der auffallendsten Weise. War ich im Salon Ihrer Frau Mutter — so hatten Sie Migräne, oder irgend einen Vorwand, nicht zu erscheinen.

An öffentlichen Orten, in den Konzerten, in Gesellschaften, heute übersahen Sie mich so hartnäckig, daß Sie die Absicht dadurch nur um so deutlicher hervorkehrten. Warum das, Fräulein Ada? Darum bin ich auch hier, um eine offene, ehrliche Frage des Herzens an Sie zu richten."

„Warum? Nun kommen wir wieder auf dem Punkte zusammen, von dem wir früher abgewichen waren, auf dem Punkte Ihrer Heuchelei. Sie fragen mich, Sie machen mir einen Vorwurf gewissermaßen und verkehren in dieser Angelegenheit so die Frage des Rechts; das ist die Sophistik der Männerherzen. Jeder Anspruch — jede Usurpation, jedes Verfügen über ein weibliches Herz ist ihr eingebildetes Herrenrecht, und Sie, Herr Graf, machen davon den ausgedehntesten Gebrauch, Sie sprechen mir da in dem Tone eines Gebieters mit einer unerträglichen Anmaßung eines Uebergewichtes, einer Uebermacht, womit Sie mein Herz in die Enge treiben wollen. Aber es hält Ihnen tapfer Widerstand — es schaut Ihnen hinter die Maske, es erkennt das Spiel des Herzens, wie Sie sich vorhin auszudrücken beliebten, den Märtyrer zu spielen, wo Sie der Schuldige sind."

„Aber Fräulein Ada — was ist Ihnen? Ich verstehe Sie nicht. Ich bin auf's Höchste überrascht. Bitte, erklären Sie sich deutlicher."

„Ich danke Ihnen übrigens, Herr Graf, für Ihren natürlichen oder angenommenen Gleichmuth; denn jetzt wäre ich leidenschaftlich geworden, und diesen Aufwand von Echauffement sind die Männer doch nicht werth. Nun, hat sich Ihre kleine Schlittschuhläuferin von der Affäre des Durchbruches keinen Schnupfen geholt? Sie haben sich jedenfalls nach ihrem Befinden erkundigt, und zum Dank hat sie Ihnen doch ein paar Pantoffeln gestickt? Sagen Sie ihr doch, sie möge künftig artiger und zum wenigsten vorsichtiger sein. Sie reißt die Leute auf dem Eise sans façon um und hält es nicht einmal für geboten, auch nur eine Entschuldigung zu bieten. Doch das werden Sie, der Mann der feinsten Rücksichten, ihr noch beibringen — aber ich kann es Ihnen nicht verdenken, sie hat sehr schöne dunkle Augen, aber hüten Sie sich, Graf Silvius, solche Augen bedeuten ein Schicksal. Kennen Sie den hübschen Spruch des Hafis?

Ein graues Auge,
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Auges Gefunkel
Ist stets wie Gottes Wege dunkel.“

„Wie Gottes Wege dunkel" — wiederholte Silvius in Gedanken — seine Hand legte sich über Stirn und Augen, als wollte er die Erinnerung zurückrufen — und traumähnlich trat Cilly's Erscheinung wieder vor seine Seele — wie er ihr nachgezogen war — die Katastrophe — und „eines schwarzen Auges Gefunkel", als er sie dem todbrohenden Elemente entrissen hatte.

„Wahrhaftig, Fräulein Ada, Sie rufen da eine Erinnerung zurück, die mir ganz entschwunden war. Ich habe die kühne Schlittschuhläuferin ganz aus dem Auge verloren. Sie werden mir also glauben, daß sie mir keine Pantoffeln gestickt hat, was auch ganz unnütz wäre, da ich nie welche trage, ich trete immer gleich gestiefelt in den Tag, und von ihrem Befinden kann ich Ihnen noch weniger Nachricht geben, obgleich Sie das sehr zu interessiren scheint; denn ich würde, was die Wohnung des Mädchens anbetrifft, in der höchsten Verlegenheit sein."

„Darin kann ich Ihnen helfen, lieber Graf. Sie heißt Cilly, ist die Pflegetochter des Herrn Markus Riedner und wohnt bei ihrem Pflegevater in dem Grundstücke, welches an die Kehrseite unseres großen Hauses stößt. Der Eingang zu Herrn Markus ist von der Anlage aus, aber Sie müssen sehr stark an der Klingel ziehen, denn der Draht ist alt und rostig und geht schwer zu ziehen. Und

dann können Sie im Mondschein das Mädchen auf der Eisbahn des Gartens schlittschuhlaufen sehen. Es ist wirklich ein interessanter Anblick, sie zu belauschen. Ich will Sie durch eine kleine Pforte von meiner Wohnung aus einmal dahin führen. Kann man für seine Freunde mehr thun?"

„Nein, Fräulein Ada, man kann nicht mehr thun, als ihnen den schönsten, den süßesten Wahn rauben, den Wahn, da, wo man im Herzen anbetet, auch erhört zu werden."

„Ach, Graf Wildner, ich verstehe Sie, Sie glauben, ich bin eifersüchtig auf das Mädchen?"

„Ja, Fräulein Ada, und diese Hoffnung durchglühte mir das Herz, ich danke Ihnen an diesem Abend wenigstens zwei glückliche Augenblicke. — Vorhin, als Sie die Unterhaltung mit Herrn Dupont abbrachen, in diesem einen Momente begrüßte ich die Hoffnung, daß Sie keinen Andern lieben, wenigstens diesen Dupont nicht, in dem andern, als Ihr gereizter Ton das arme Mädchen traf, glaubte ich eine leise Ermuthigung zu finden, Ihnen sagen zu dürfen — daß ich Sie liebe."

Das Geständniß, das Wildner zwischen seinen bebenden Lippen hervortauchte, ging an Ada spurlos vorüber. Nicht ein Laut, nicht eine Geberde der Ueberraschung verriethen, daß sie irgend davon innerlich berührt worden sei, sie hatte ein Blatt

der Palme zu sich niedergezogen und spielte damit. Im Kontrast gegen die seelisch tief bewegte Stimme des Grafen war auch der Ton, in dem sie das Folgende sprach, ruhig und unbewegt.

„Und wenn Sie, Graf Wildner, zwei falsche Schlüsse gezogen hätten — Sie, der Mann mit dem richtigen Denken? Wer sagt Ihnen, daß ich z. B. Herrn Dupont nicht heirathen würde? Ob ich ihn liebe? Das ist eine andere Frage, die auch übrigens bei einer gegenseitigen Konvention, wie es die Ehe ist, nicht in Berücksichtigung kommt! Wenn er auch kein Adonis ist, so ist er doch kein Aesop — ich würde vielleicht auch niemals einen sogenannten schönen Mann heirathen, ein schöner Mann ist unerträglicher, als eine Frau, die Cigarren raucht — aber Herr Dupont hat einen großen Vorzug, er ist reich, sehr reich, hat schöne Sachen, eine Villa — Equipagen, und wir Frauen sind in den Augen der Männer so niedrig organisirt, daß diese Lappalien die höchste Glückseligkeit unseres Daseins bilden."

„Der Schmerz — die Bitterkeit, die Wehmuth, mit der Sie das sagen, Fräulein Ada, sind aber die sicherste Bürgschaft, daß Sie nicht zu dieser Klasse der Frauen gehören, die bloß Geschöpfe und keine Wesen sind. O welche wunderbaren Eigenschaften vereinigen sich in Ihnen, die edelsten, die

erhabensten, mit denen Gott eine Menschenseele ausstatten konnte — und welchen unebenbürtigen Gebrauch machen Sie davon? Sie sind schön, Sie haben Geist, Sie haben sogar ein Herz — aber Ihren Geist gebrauchen Sie, um Ihr Herz damit zu verdecken, Ihr Herz lassen Sie wiederum wie ein Spiel der Laune erscheinen, und Ihrer Schönheit nehmen Sie durch die Absicht ihr ruhiges, erhabenes, sonnenhaftes Wirken. Ich möchte die Hoffnung auf all' meine sonstige Glückseligkeit in diesem und jenem Leben wagen für meine Ueberzeugung, daß Dupont Ihnen vollkommen gleichgiltig ist, und doch irrlichtern Sie mit ihm mir gegenüber. Warum thun Sie das? Aus Neigung zum Absonderlichen, zum Bizarren, weil Sie mit Ihrem Urtheil über ihn der übrigen Gesellschaft allein gegenüberstehen, weil Sie damit auffallen, Eindruck machen. So geht ein Haschen nach Wirkung durch Ihr ganzes Wesen — Zürnen Sie mir darum nicht, daß ich es Ihnen sage, — das fast krankhaft ist — und dieser Hast, dieser Unsicherheit werden Sie stets da begegnen, wo eine tiefe Ueberzeugung fehlt — ein fester Grund —"

Silvius sprach nicht weiter. Die heftige Art und Weise, wie Ada sich ihm gegenüber von ihrem Sitze erhob, gebot seiner Rede Einhalt. Das Mädchen hatte das Palmenblatt, dessen Spitze ganz

zerknittert war, in die Höhe geschnellt; mit großer innerer Anstrengung war sie bemüht, ihrer Aufregung, ihres Unmuths über diese offene Sprache des Grafen Herr zu werden, zuletzt aber riß die leidenschaftliche Aufwallung die Dämme der erkünstelten Zurückhaltung nieder. Ihr Auge flammte, ihre Stimme zitterte, als sie dem Grafen zurief: „Genug, mein Herr — Sie überschreiten die Grenze des Erlaubten, Sie sagen mir da Dinge, die nur Einer das Recht hat, mir zu sagen, der Mann, dem ich auf Ihr Geständniß von vorhin mit einem Ja des Herzens antworten würde, und der sind Sie nicht."

„O, würden Sie das je thun, Fräulein Ada! — Um Ihrer selbst willen wäre das zu wünschen. Dieses Ja wäre die Wiedergeburt Ihres Daseins."

Vielleicht hatten diese Worte des Grafen ihr Ohr nicht mehr erreicht; mit schnellen Schritten hatte sie das Gemach verlassen. Als Hubert nach einer Weile in demselben erschien, wahrscheinlich, um zu forschen, ob er denn noch lange den Posten versehen solle, da brauchte es erst seiner ganz lauten Mahnung und der Bemerkung, daß der Punsch bereits umhergetragen werde, um Silvius aus seinen Gedanken aufzuwecken.

An dem Abend wunderte sich die ganze Gesell-

schaft über die Leidenschaft, mit welcher sich der kühle, zurückhaltende Graf Wildner in den Tanzstrudel stürzte. Er tanzte die ganze Mädchen- und junge Frauenwelt durch, er schien von einer unsichtbaren dämonischen Macht bewegt, er tanzte, bis das Orchester den letzten Geigenstrich that. Als die Gesellschaft die Villa verließ und sich innerlich das Zeugniß ablegte, daß man Herrn Dupont doch Unrecht gethan habe, er sei ein charmanter Mann, der zu leben wisse, der Ball sei reizend gewesen, das Souper exquisit — als in der ersten Etage die Lustres erloschen, flammte ein neues Licht in einem der Parterrezimmer auf und brannte bis in den Morgen. Als dieser dämmerte, wurde die Thüre des Haupteinganges der Villa aufgerissen, eine männliche Gestalt stürzte heraus, es war Silvius. Der Mond beleuchtete die kahlen Baumgruppen und die Wege, wie in der vergangenen Neujahrsnacht, wo ihm von unbekannter Stimme das „Prosit Neujahr!“ zugerufen wurde. Wie? Huschte dort nicht, gerade wie damals, eine weibliche Gestalt vor ihm auf dem Wege umher? Sein Fuß setzte, wie im Traume, sich in Bewegung, sie zu verfolgen — da schien die frische Morgenluft die Traumglut von seiner Stirne zu scheuchen, die Erinnerung an wirklich eben Erlebtes in ihm wiederzukehren, er lehnte sich an einen Baumstamm

und schlug sich wie ein Verzweifelnder vor die Stirne.

Als Silvius am Morgen in sein Arbeitszimmer trat, überreichte ihm sein alter Kammerdiener einen Brief folgenden Inhaltes:

„Sie haben, hochgeborner Herr Graf, gestern Abend in den Herzen unserer Damen solche Ravagen angerichtet, daß es eine — sit venia verbo — eine Vermessenheit von Ihnen war, der Verlockung des Professors Dannemann zu folgen und die Hand an die Karten zu rühren. Venus und Fortuna sind immer neidische Göttinnen. Mich jedoch hätten Sie in keine größere Verlegenheit setzen können, als daß Sie mich diese, selbst für Ihre Verhältnisse so hohe, Summe von Ihnen gewinnen ließen. Das Einzige, was mir in dieser peinlichen Situation zu thun erlaubt, ist die Bitte an Sie, sich um dieser Summe willen nicht zu sorgen oder zu beeilen. Glücklich würde es mich sogar machen, wenn Sie meinen guten Rath annähmen und eine Börsenoperation wagten, die Ihnen, hundert Chancen gegen eine, mit einem Coup den ganzen Verlust wieder ersetzte. Ich würde Ihnen zu Lombarden rathen, die in Baisse sind. Nach Ebbe muß auch Flut eintreten; die Hausse kann nicht ausbleiben. Ehe ich diesen Mittag zur Börse gehe, werde ich mir erlauben, bei Ihnen vorzusprechen,

Ihnen den Operationsplan auseinandersetzen und Ihre Weisungen entgegenzunehmen. Donnerstag, Morgens neun Uhr.

Mit größtem Respekte

James Dupont."

Neuntes Kapitel.

Die Barmherzigen.

Nach der strengen Kälte kamen die ersten März-tage mit Sonne und Wärme. Grüne Gräserspitzen reckten schon neugierig ihre Häupter, um zu versuchen, ob es wohl schon an der Zeit wäre, sich hervorzuwagen, ohne daß ein rauher Nord oder Nordost ihre zarte Schönheit ertödte. Hinter den vornehmen Fenstern hervor nickten Crocus, Hyazinthen, Schneeglöckchen, Azaleen und Kamelien recht übermüthig auf die Vorübergehenden herab. Auch der Epheu, der Gummibaum hoch oben auf dem Dachfenster der alten Spittelmutter ward sorgsam auf das Fensterbrett gestellt, um den Staub und die Stubenluft des Winters auszuhauchen. Aber so recht scheint die Alte dem Frühlingszauber doch nicht zu trauen; bedenklich sieht sie in den azurnen Himmel hinauf und nimmt den

hundertjährigen Kalender zur Hand, ob der nicht noch Kälte und Schnee und Sturm verspricht, was für ihren Holz- und Torfvorrath sehr unangenehm wäre. Und richtig, da steht's: Im März noch große Kälte, daß die Vögel vom Himmel fallen. Vor hundert Jahren war das so, und in diesem Jahre wird es auch wieder so werden; denn nach hundert Jahren beginnt die Welt den nämlichen Kreislauf. So hat es ihr Großvater gesagt, und so ist es auch, nicht wahr, Caro'chen? Damit nickt sie freundlich zu dem Hunde des Geheimeraths hinüber, der drüben eine Etage tiefer auf dem gestickten Fensterkissen ruht.

Gehen wir weiter, weit hinaus in die Vorstadt, vor das bekannte Häuschen der Baumstraße. Die Fenster des Krankenzimmers sind geöffnet, und Klara Hosbeck sitzt in einem Lehnstuhle am Fenster. Das Gesicht, das einst so frisch, so rund, ist bleich und abgemagert, aber die schönen braunen Augen haben ihren hellen vollen Glanz wieder, und sie schauen hinaus in den Himmel und auf die Erde, als wären sie eben erst zum Bewußtsein aufgebrochen und sähen die zarte Frühlingsherrlichkeit zum ersten Male. Der Sonnenschein zeichnet ein Lächeln auf ihrem Gesichte ab, und ihr geistiges und körperliches Sein ist von jener tiefen Freudigkeit durchzogen, die sich da sagt: Was kann alles Andere sein? Ich lebe

— lebe — lebe! Schwester Dominika ſitzt ihr gegenüber, emſig mit einer feinen Handarbeit beſchäftigt.

„Was machen Sie denn da, liebe Schweſter?“ frug Klara, die emſigen Handbewegungen der Nonne mit Aufmerkſamkeit betrachtend. „Das ſieht ja faſt wie eine feine Spitzenklöppelei aus.“

„Es iſt auch ſo etwas,“ lautete Dominika's Antwort — „es wird ein Beſatz für ein Chorhemd. Wir müſſen an die Ausſtattung für unſer hieſiges Kloſter denken.“

„Ihr Kloſter? Hier am Orte? Sie ſagten mir doch, daß von Ihnen einige nur in den Spitälern zur Pflege ſeien, wie Sie ſich ausdrückten, Setzlinge aus dem Schweſternhauſe, zwanzig Meilen von hier.“

„Wir ſollen hier ein eigenes Schweſternhaus mit Kirche und einem Geiſtlichen bekommen, da das Bedürfniß der Krankenpflege durch unſere Hand immer dringender wird. Bisher ſind die Mittel zu knapp geweſen, ‚aber es wird werden‘, ſagte der Herr Obergerichtsrath Sandauer, und was dieſer gottesfürchtige Mann will, das geht auch in Erfüllung.“

Die Nonne arbeitete emſig fort in dem feſten Glauben ihrer Seele, durch die Lilie, die ſie eben mit kunſtvoller Hand in dem ſpitzenartigen Gewebe

vollendet hatte, sich eine Stufe mehr auf dem Wege zum Himmel aufgebaut zu haben.

„Jetzt," fuhr sie mit Ermahnungen an die Rekonvaleszentin fort, „ist es heilige Pflicht gegen Gott, der so viel an Ihnen gethan hat, auf Ihre Gesundheit Acht zu haben. Ein Rückfall kann die schlimmsten Folgen haben, und auch Pflicht gegen Ihre Wohlthäter ist es, alle Sorgfalt dem erwachenden Leben zuzuwenden."

„Ja, das will ich auch" — betheuerte Klara mit leuchtendem Blick. „Was das Leben für eine kostbare Gabe ist, kann nur Der fühlen, der aus schwerer Krankheit erstanden ist. In jedem Athemzuge fühlt er die Gnade Gottes —"

„Und eine Wirkung der Fürbitte der allerheiligsten Mutter" — schaltete Schwester Dominika ein.

„Der allerheiligsten Mutter aller Gnade —" sprach Klara wie im Gebet nach. „Das Leben ist mir neu geschenkt, und neu und wonnig sind ihm die alltäglichsten Erscheinungen. — Ach, Schwester, wie ich heute die Finken in den Morgen hineinschlagen hörte — da wachte meine ganze Seele wieder auf — die Finsterniß des Todes hatte mich schon umgeben — ich sah, wie sich die Mutterarme der allerheiligsten Jungfrau nach mir öffneten, und meine Schutzpatronin, die heilige Katharina, mir auf Wolken entgegen kam."

„Sie waren auf halbem Wege zum Himmel, meine liebe Klara" — knüpfte Dominika die Rede an die fast in entzückter Stimmung gesprochenen Worte Klara's an. — „Daß Ihnen die heilige Jungfrau eine Rückkehr in das Leben verstattete, ist ein Beweis himmlischer Gnade, aber auch ein bedeutungsvoller Fingerzeig, den Sie um Ihrer Seele Seligkeit nicht außer Acht lassen dürfen."

„Bitte, liebe Schwester — belehren Sie mich — leiten Sie meine Gedanken — die zum eigenen Denken noch zu schwach sind — deuten Sie den Fingerzeig von Oben."

„Da ist nicht viel zu deuten, mein liebes Klärchen."

Es war das erste Mal, daß die Nonne ihre Pflegebefohlene mit diesem vertraulichen, ja herzlich klingenden Diminutiv anredete. —

„Die Sache ist deutlich, wie die fünf Wunden Christi. Sie waren für die Gemeinschaft der Heiligen noch nicht reif, Sie hätten die ganze Qual des Fegefeuers leiden müssen; die heilige Mutter erbarmte sich Ihrer und gewährte Ihnen noch eine Gnadenfrist im irdischen Wandel, die Sie zur Abtödtung des Leibes, zu Werken der Barmherzigkeit benutzen sollen, wenn Sie nicht ewig verloren sein sollen und im Pfuhle der Hölle schmachten — für alle Ewigkeit."

Nicht nur die körperliche Kraft des Mädchens, sondern auch die geistige hatte unter der furchtbaren Krankheit gelitten. Die Thätigkeit, die Energie, die Produktivität des Denkens waren geschwächt. Daher war es also gar nicht zu verwundern, daß die Auslassungen der Schwester eine so tiefe Aufregung in ihr hervorbrachten, die noch durch einen dem Mädchen zweifellos innewohnenden Zug religiöser Schwärmerei verstärkt wurde. Das Blut war Klara in die bleichen Wangen gestiegen, ihr Herzschlag hatte sich verdoppelt. Diese Symptome wurden allmälig so bedenklicher Natur, daß die Pflegerin einen Rückfall zu befürchten anfing und die Nothwendigkeit erkannte, beruhigend, beschwichtigend auf das Gemüth der Aufgeregten einzuwirken, was ihr denn auch glücklich gelang. Klara wurde wieder ruhiger, ließ die abgemagerten Hände in einander gleiten und nahm mit geistigem wie mit seelischem Auge in stillem Behelligtsein all' die Erscheinungen des Lebens in sich auf. An diesem Tage wurde dieses Thema von der Nonne nicht mehr berührt, Klara jedoch mit erhöhter Rücksicht und Zärtlichkeit von ihr behandelt. Gegen Abend kam der Obergerichtsrath, wie auf einem Spaziergang begriffen, der ihn zufällig an dem Häuschen vorüberführte. Er blieb nicht lange, obgleich ihn Schwester Dominika zum Bleiben, wenigstens zum

Niedersetzen genöthigt hatte; er erkundigte sich bei dem Mädchen mit fürsorgendem Interesse nach dessen Zustande, frug, ob ihm nirgends etwas fehle, ob Klara sonst etwa Wünsche habe, er müsse es ihrer Gönnerin, Frau Turneyssen melden. Darauf ging er wieder, und Schwester Dominika begleitete ihn. Kranke beobachten scharf, alle Sinne sind bei ihnen durch die reizbare Empfindlichkeit im Uebermaße geschärft, und so hörte Klara ganz deutlich, wie die Beiden auf dem Flure mit einander sprachen.

„Was hat denn der Herr Obergerichtsrath draußen noch gesprochen? Er fand mich wohl noch sehr angegriffen?"

„Im Gegentheil, liebes Klärchen, er fand Sie weniger leidend, als er gefürchtet hatte, er frug mich nur, wer drüben in der anderen Stube wohne. Ich sagte es ihm auch, Frau Seewald ist aber nicht zu Hause.

„Sie hat die weibliche Aufsicht über das Haus des Grafen Wildner," erklärte das Mädchen, „und ist heute den ganzen Tag dort. Sie hat mir nur guten Morgen gesagt, als Sie in der Frühmesse waren. Kennt denn der Herr Obergerichtsrath Frau Seewald nicht, Schwester?"

„Es scheint doch nicht — aber der Sohn, Herr Hubert, scheint ihm bekannt zu sein. Er frug auch noch, ob er Maler sei."

„Schwester, ich weiß nicht, der Herr Obergerichts-rath — er ist gewiß ein sehr tugendhafter Mann — aber er schaut mich immer so seltsam an — mit so — so ganz eigenthümlichen Blicken — wie ein Verliebter."

„Klärchen!" mahnte die Nonne.

„Ich habe mich vielleicht zu hart ausgedrückt."

Von dem, was Dominika mit Herrn Sandauer auf dem Flur gesprochen hatte, berichtete die Nonne nichts. Sie hatte nämlich den Inhalt des oben mitgetheilten Gespräches und Klara's dadurch ver-ursachten gefahrdrohenden Zustand dem Besucher mitgetheilt und von diesem die Mahnung empfangen, künftighin vorsichtiger zu sein und nur allmälig dem Ziele näher zu rücken. Man müsse das Mäd-chen von der Welt allmälig isoliren.

„So wenig Umgang wie möglich mit diesen Leuten," hatte Sandauer seine Mahnung geschlossen und auf die Thüre der Frau Seewald gewiesen, „namentlich den jungen Menschen, den Maler, fern halten, überhaupt alle störenden Einflüsse, hören Sie, Schwester Dominika? Adieu! Komme bald wieder!" Damit war er gegangen. Die Nonne war das getreueste Werkzeug, einem fremden Willen strikte nachzukommen. Hubert hatte Klara vielfach Ge-sellschaft geleistet, sie war ihm lieb wie eine Schwe-ster. Er war überhaupt noch in jenem Zustande,

zu dem namentlich künstlerische Naturen mit der Hypertrophie ihres Herzens neigen, in dem Zustande der Allgemeinliebe. Das weibliche Geschlecht hatte für ihn so viele und so überwältigende Reize und Anziehung, daß er über der Verehrung des Ganzen noch nicht zur Einzelanbetung gekommen war. Sein Verkehr mit Klara war zudem frei von jeder sinnlichen Neigung; er führte den Geist der Genesenden durch seine Schilderungen in die Gefilde der ewigen Kunst, er sprach ihr von seiner Reise nach Italien, die er aber erst machen würde; von Raphael, von Michel Angelo — er hatte eine Staffelei im Krankenzimmer aufgestellt und malte dabei. Klara war für ihn eine Studie — ein Genrebild — er schlug sie, wenn sie fertig sein würde, zu zehn Friedrichsd'or an, die er von einem Kunsthändler für sie bekommen würde. Gesunde Leute würden diesem bei Weitem nicht so hoch bezahlt, als Leidende mit der interessanten Bläße. Das überstandene Leiden hoffte er sehr effektvoll durch eine Mischung von zartem Roth, Ocker und Bleiweiß herzustellen — man müsse Klara die fünfundzwanzig verschluckten Medizinflaschen ansehen. Lange dauerte sein Kunststudium in dem Krankenzimmer jedoch nicht. Schwester Dominika wollte beobachtet haben, daß der Oelfarbengeruch einen schlimmen Einfluß auf die Genesende habe, und so mußte er mit seinem

Handwerkszeuge, wie die Nonne sich ausdrückte, das Zimmer räumen. Hatte zwischen dieser und Hubert bereits vorher keine besondere Sympathie bestanden, so entflammte ob dieser Verbannung des Jünglings Brust in offenbarem Haß gegen „die altjüngferliche Gottgefälligkeit in der schwarzen Kutte". Wie alle Menschen in gereiztem Zustande, namentlich ein leicht erregbares Künstlerblut, wurde auch er ungerecht gegen die großen Verdienste, welche diese Mägde des heiligen Franz von Sales der leidenden Menschheit schon geleistet haben, gegen die heroische Selbstverleugnung, die tägliche Opferung des eigenen Lebens, von welcher die barmherzigen Schwestern täglich und stündlich Bereitschaft und Beispiel zeigen — in unserer Zeit, wo das Individuum nur noch von eigenem Interesse bewegt wird. Das hielt Frau Seewald in ihrer ruhigen Klarheit und ihrem gerechten Sinne dem Sohne entgegen. Sie tadelte seine empfindliche Heftigkeit; ein Mann dürfe zornig werden, aber niemals sich empfindlich zeigen. Sie nahm sogar die Partie der Nonne und versicherte, in ähnlichem Falle in Rücksicht auf Klara ebenso gehandelt zu haben. Hubert wurde durch derartige Auslassungen jedoch nicht überzeugt. Dominika hatte ihn an seinem künstlerischen Lebensnerv berührt und hier war die Stelle, wo weder seine Mutter noch sonst Jemand, auch nicht Wildner, zu

dem er hoch hinaufsah, Einfluß auf ihn hatten, wo er nicht so leicht vergab, wo sein kindliches Gemüth selbst hassen konnte, und Dominika hatte von nun an einen intimen Feind an ihm.

Der Zustand Klara's besserte sich von Tag zu Tag; die Pflege Dominika's, die kräftige Kost aus der Küche der Frau Turneyssen und die Luft des warmen Frühlings thaten ihre stärkende, lebenfördernde Wirkung. Das Mädchen konnte bereits im Zimmer auf und nieder gehen, und mit geschickter Hand, welche die Beschäftigung und Arbeit längst entbehrt hatte, half sie der Schwester an der kunstreichen Spitzenarbeit. Dominika war dieß ein willkommener Anlaß, das Gespräch auf religiöses Gebiet zu lenken, aber eingedenk der Sensibilität ihres Pfleglings, vermied sie jetzt, Klara von den Schrecken dee Höllenqualen zu sprechen. Sie strebte auf einem anderen Wege ihrem Ziel entgegen, indem sie nicht ermüdete, ihr die Annehmlichkeiten des Klosterlebens zu schildern, den heiligen Frieden, von dem sie gegenüber der Unruhe, der Unbefriedigtheit der Welt erfüllt, die entzückende Hoffnung auf die Herrlichkeit des Jenseits im Schooße der Heiligen, die sie sich durch die Werke der Barmherzigkeit in dieser Welt der Schwachheit und der Sünde zu verdienen versichert sei.

„Sie müssen, meine liebe Klara, die Kraft des

Gebetes erhöhen durch die Werke der Barmherzigkeit, und diese können Sie nur in vollgiltigem Maße üben, wenn Sie sich den Jungfrauen des heiligen Franz von Sales anschließen und unser schwarzes Gewand als Ihren Schmuck und Ihr Ehrenkleid annehmen."

Es war heraus das Wort, zu dem sie so viele Umwege gemacht hatte, und mit gespannter Aufmerksamkeit hingen ihre Blicke an den Zügen des Mädchens, aus denen sie den Eindruck lesen wollte. Klara war mehr erstaunt als erschrocken, wenn auch Schwester Dominika die Unbeweglichkeit ihres Aeußeren für die Wirkungen des Schreckens zu nehmen schien. Trotz aller Inbrunst des Glaubens und innigsten Hingebung an die Gebote der Kirche war doch nie ein derartiger Gedanke in Klara's Seele gekommen. Dazu schlugen die Pulse des Lebens noch zu frisch in ihr, und stets hatte sie mit einem gewissen Mitleid auf die Klosterfrauen geblickt, die durch das Leben dahingingen, allein, einsam, freud- und lieblos.

„Sie sagen mir nichts, mein liebes Klärchen?" nahm nach langem Schweigen Dominika wieder das Wort. „Sie entsetzen sich vor dem Gedanken?"

„Das nicht, Schwester, aber ich habe nie daran gedacht, und dann müßte ich Alles verlassen, woran mein Herz hängt, selbst meinen Bruder. Und wenn

ich auch die Kraft über mich gewänne, so möchte ich einen solchen Schritt doch nicht thun, ohne seinen Rath zu hören."

„Den kann ich Ihnen mit Gewißheit voraussagen — er wird Sie von der Ueberschreitung der heiligen Schwelle zurückhalten."

*

Es war am zweitfolgenden Tage, als gegen Abend vor der Wohnung der Frau Seewald eine Droschke hielt, aus welcher der Obergerichtsrath stieg. Dominika öffnete ihm die Thüre, und Sandauer's erste Worte an sie waren:

„Ist sie noch willens, wie Sie mir heute Morgen berichtet haben, Ihnen in das Schwesternhaus zu folgen?"

„Ja, sie will mir folgen, ihre Seele ist zerknirscht von der Angst des Gewissens — sie sehnt sich nach Ruhe und Frieden."

„Ist diese Frau, die Wirthin, davon unterrichtet?"

„Noch nicht — sie ist seit mehreren Tagen von Morgen bis Abend außer Hause."

„Desto besser. So wird uns von dieser Seite kein Hinderniß kommen — ich werde ihr morgen schreiben und die rückständige Miethe — im Namen der Frau Turneyssen" — schaltete er schnell ein

— „übersenden. Machen wir nur schnell, je rascher — desto besser."

Damit trat er mit Dominika in's Zimmer. Klara saß im Lehnstuhle, mit stummem Blicke seinen Gruß erwiedernd. Sie hatte das Ansehen einer Person, die in ihrem Willen, in der Kraft der Selbstbestimmung vollständig gebrochen war. Um sie herum lagen etliche Bündel mit Wäsche und Kleidungsstücken.

„Ich komme, Fräulein Klara," richtete der Obergerichtsrath das Wort an sie — „um Sie zu Ihrer vollständigen Genesung in bequemere Verhältnisse — vor Allem aber in bessere Luft zu bringen. Die Vorstadt leidet daran Mangel — es war längst meine Absicht und wir warteten nur so lange, bis Sie körperlich mehr gekräftigt waren. Kommen Sie!"

Er reichte ihr seinen Arm, um sie fortzuführen.

Dominika mit den Sachen wollte folgen.

„Aber bitte, lassen Sie mich doch noch Frau Seewald Lebewohl bieten — ihr für alle Liebe, Treue und Sorgfalt noch ein Wort des Dankes sagen," bat Klara mit bittender Geberde.

„Frau Seewald ist nicht zu Hause, wie mir Schwester Dominika sagte — das können Sie ein andermal. Jedenfalls wird Ihre Wirthin Sie bei den Schwestern besuchen, und dann kehren Sie ja bald hierher zurück."

„Sie kehren nicht bald — überhaupt gar niemals hierher zurück, wenn Sie sich jetzt von hier fortbringen lassen."

Es war Hubert, der in demselben Moment, als die Drei die Stube verlassen wollten, ihnen entgegentrat.

Der Obergerichtsrath schob heftig die Brille in die Höhe, um sich Denjenigen anzusehen, von welchem diese Worte kamen — und Klara war augenscheinlich verwirrt und erstaunt zugleich darüber, daß sie jetzt gegangen wäre, ohne einen Abschiedsgruß an ihren guten Freund Hubert und zugleich wieder innerlich erstaunt über dessen Erscheinen. Dominika blieb theilnahmlos.

„Was wollen Sie hier?" wandte sich mit barscher Frage Sandauer an den jungen Menschen.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Obergerichtsrath Sandauer. — Nicht wahr, mit dem habe ich die Ehre, zu sprechen? Ich will dieses arme Mädchen von einem Schritte zurückhalten, der sie auf ewig unglücklich machen würde. Ja, Fräulein Klara, wenn Sie einmal drinnen sind in den vier Mauern, kommen Sie auch nicht mehr heraus, oder Sie wären die Erste — und eine abgekartete Geschichte ist es zwischen diesem Herrn da und dieser frommen Schwester. Wozu man Sie benützen will, weiß ich nicht — aber daß man etwas mit Ihnen

vorhat, das ist klar wie die Sonne. Und der Obergerichtsrath ist in der Stadt bekannt, daß er so hübsche Mädchen wie Sie gern in Affektion nimmt. Schon lange war mir das Duscheln der Beiden auf dem Flure verdächtig, ich hatte mir darum ein Loch in die Thür gebohrt — und vorgestern, als der Herr Obergerichtsrath zum letzten Male hier war, belauschte ich denn, wie er mit der frommen Schwester Ihr Hinwegführen aus diesem Hause verabredete. Wem Eines versetzt worden ist, daß er sein ganzes Leben genug daran hat, dem soll man nicht auch noch den Balsamtropfen für sein Herzeleid entziehen. Dieß Alles aber ist bei Ihnen nicht der Fall — man hat Sie überredet, und wenn Sie mit diesem Herrn da gehen, so laufe ich hinter der Droschke her und rufe aus allen Leibeskräften: ‚Seht — seht, gute Leute, wie man ein armes schüchternes Mädchen mit Gewalt in das Kloster bringt!‘ Klara müßte mir denn sagen, daß sie aus eigenem Antrieb den verhängnißvollen Pforten zueile."

„Sagen Sie diesem unbescheidenen Menschen — denn das ist der gelindeste Ausdruck, den ich für seine unberufene Einmischung in diese Angelegenheit habe — geben Sie Gott die Ehre, Fräulein Klara, und sagen Sie, ob Sie in irgend einer Weise gezwungen oder auch nur beeinflußt worden sind."

Die Gefragte blieb einige Augenblicke stumm, sie kämpfte augenscheinlich mit sich selbst, dann aber antwortete sie, wie aus tiefer Verzweiflung:

„Nein — ich will."

Hubert stellte sich ihr entgegen. — Niemand von seinen Genossen hätte ihn an diesem energischen Auftreten, diesem festen bestimmten Tone wieder erkannt.

„Fräulein Klara, bedenken Sie, daß Sie in diesem Augenblicke noch Herrin Ihres Willens sind. Ehe der Abend einbricht und die Pforten sich hinter Ihnen geschlossen haben, dann nicht mehr. Wenn Schwester Dominika Gott die Ehre geben und die volle, offene Wahrheit sagen will, so wird sie Ihnen gestehen müssen, daß hinter jenen Mauern, die eine Abgeschlossenheit von allem früheren Leben bedeuten, daß dort am allerwenigsten der ersehnte Friede wohnt, daß der Kampf und die Feindschaft der Welt auch an die Stätten sich verpflanzt, die wir uns als den Sitz der Abgeschiedenheit und der Erlösung von aller Unruhe denken. Schwester Dominika wendet sich ab — schweigt und bestätigt. Ihre Krankheit hat die Kraft des Willens geschwächt, und wenn Sie auch wollen — ich lasse Sie nicht gehen — ich gebrauche mein Hausrecht und schließe die Thüre vor Ihren Schritten."

„Dann werde ich Sie wegen widerrechtlicher Beraubung der Freiheit in Anklagezustand versetzen,"

rief dem außer sich Gerathenen der Obergerichtsrath in wüthendem Tone zu.

„Ich fürchte mich nicht, und wenn Sie mich dann jahrelang einsperren — ich habe ein heiligeres Gesetz in meiner Brust, als das Ihrige auf elendem Papierfetzen — ein Gefühl, nach dem mich Gott da oben in diesem Augenblicke handeln heißt — und wenn Sie Miene machen, mit dem Mädchen auch nur einen Schritt weiter zu gehen — so stehe ich für nichts — selbst für ein Unglück nicht."

Hubert hob seinen Arm in die Höhe, als wollte er mit der Erfüllung seiner Versicherung drohen.

Der Obergerichtsrath war von Ingrimm leichenblaß geworden. Hätte seinen Blicken eine vernichtende Kraft innegewohnt, Hubert wäre längst unter deren Wucht niedergesunken, während er mit glühendem Angesicht, zitternd vor Erregung, seinem grimmigsten Feinde — denn das war Sandauer von diesem Augenblick an — gegenüberstand. Welches Ende dieser Vorgang genommen hätte, wäre nicht abzusehen gewesen, wenn nicht eine neue Erscheinung dazu getreten wäre, in einem jungen Manne von hoher, fast riesenhafter Gestalt, dem Klara mit dem Ausrufe: „Konrad — mein Bruder — mein Freund — mein guter — einziger Konrad!" jauchzend und schluchzend in die Arme sank.

Zehntes Kapitel.

Hüben und drüben.

Es war einige Tage später, als Weisert in den Salon der Frau Turneyssen trat und derselben meldete, daß draußen ein Herr Konrad Hosbeck sei, der vorgelassen werden wolle.

„Hosbeck?“ wiederholte die Präsidentin — „kenne ich nicht. Er soll Ihnen sagen, was er will.“

„Ihn kennen die Frau Präsidentin freilich nicht, aber seine Schwester — für die lassen Frau Präsidentin noch dazu in so edelmüthiger Weise sorgen — für die arme kranke Person. Er ist der Bruder dieser Schwester, er ist hierhergekommen, um —“

„Der? Er soll hereinkommen!“ gab Frau Turneyssen schnell und plötzlich den Befehl. Eine finstere Wolke zog über ihre Stirn, sie war auf-

gestanden und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder, Weisert folgte ihr mit ängstlichen Blicken — er wußte, was diese Schritte zu bedeuten haben. Wenn er im Hause unten sagte: „Unsere Frau geht im Geschwindmarsch," so hieß das: „Sei Jeder von euch auf dem Posten, daß er nirgends einen Anlaß gebe, sie zu reizen."

„Soll er vielleicht nicht ein andermal kommen? Vielleicht ist es Frau Präsidentin heute nicht gelegen" — wagte Weisert einzuwenden.

„Hereinkommen!" rief ihm die Präsidentin laut wie einem Tauben zu.

Und er kam, ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig bis dreißig Jahren, von einer Gestalt, welche die gewöhnliche Manneslänge um einen Kopf überragte, von starkem muskulösem Baue, aber doch bei seinem Eintritte in den Bewegungen gewandt und frei, edel und bewußt in der Haltung. Aus dem Kopfe mit den frischen Wangen, dem dichten braunen Vollbarte und den hellbraunen Augen schaute ein heller Geist, ein frischer Sinn und ein in seiner Grundstimmung harmonisches, fröhliches Gemüth.

Die Präsidentin schien im Anblick ihres Gegenübers alle Absichten vergessen zu haben, die sie vor dem Eintritte desselben in Wort und Geberde hatte ahnen lassen. Ihre Blicke stiegen an dieser Er-

scheinung auf und nieder in sprachlosem Erstaunen, in fragendem Ausdrucke nach einem Etwas, nach einer Erklärung Dessen, was ihr an dem jungen Manne eigenthümlich, überraschend, räthselhaft erschien. Man konnte es ihren Blicken ansehen, daß sie im Geiste verglich — zwischen der vor ihr stehenden und auf ihre Ansprache immer noch wartenden Persönlichkeit, und einer zweiten, die aber weit — weit aus der Erinnerung hervorgeholt werden mußte. Der junge Mann wurde diesem langen, stummen Examen gegenüber etwas verlegen, endlich ergriff er die Initiative und sprach mit sonorer Stimme und hellem Tonklang:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich zu sprechen anfange. Es ist vielleicht nicht schicklich — aber sonst möchte auch ich das Reden vergessen, und deßwegen habe ich mir erlaubt, Ihnen zuvorzukommen, nicht des Redens wegen, sondern des herzlichen Dankes für all' das Liebe und Gute, was Sie meinem armen Schwesterchen gethan haben. Es soll Ihnen unvergessen bleiben, Frau Präsidentin — so lange ich selbst einen Gedanken habe, mich guter Menschen und ihrer Liebesthaten zu erinnern."

Er nahm die Hand der Präsidentin und schüttelte sie tüchtig, wozu Frau Turneyssen ganz verblüfft dreinschaute. Das war ihr nie begegnet, daß

Jemand so ohne Weiteres ihre Hand erfaßte, dem sie dieselbe nicht zum Kusse reichte. Konrad bemerkte das und bat sie um Verzeihung.

„Daran können Sie sehen, Frau Präsidentin, daß ich nicht viel mit feinen Damen in Berührung kam — mit hanebüchenen Gesellen sehr viel, da muß man Faust an Faust setzen, und den kräftigen Druck ist man schon vom Handwerk her gewohnt und vom Herzen, wenn man Jemandem gut ist — und das bin ich Ihnen, und darum dürfen Sie mir den Händedruck auch nicht übel nehmen. Geschadet — nicht wahr, geschadet hat er Ihrer feinen, weißen Hand nicht?"

„Sie sind Waffenarbeiter?" frug die Präsidentin, nicht unangenehm von der unbewußten Schmeichelei berührt. Sie hatte es gerne, wenn man ihre Hände, die auch noch im Alter schön waren, bemerkte.

„Zu dienen, Frau Präsidentin, ich bin Werkführer in der Waffenfabrik von ‚Stiemens und Weise'. Wir machen Alles, womit ein Theil der Menschheit dem andern Eines versetzen kann. Acht Jahre war ich einfacher Arbeiter — dann machten mich die Herren zum Werkführer, eine Ehre, die ich nie erhofft und auch nicht verdient hatte. Nun haben mir meine Herren Prinzipale auch noch ein Häuschen eingeräumt, und in dieses will ich mein Schwesterchen jetzt einführen."

„Sie sind also nicht verheirathet?“

„Nein, leider noch nicht — bisher hat mich noch keine Frau haben wollen, ein Beweis, daß ich noch keiner würdig bin.“

„So — Sie wollen Ihre Schwester also mit sich nehmen?“

„Jetzt mehr als je. Die Luft ist mir für das Mädchen zu gefährlich hier. Ich war gerade im rechten Augenblick gekommen, wo man saubere Dinge mit ihr vorhatte. Es war gut, daß ein gewisser Herr gleich bei meinem Erscheinen auf und davon war und sich nicht mehr blicken ließ. Wahrhaftig, Frau Präsidentin — der hätte an diesen beiden Armen spüren können, was die tägliche Beschäftigung mit Stahl und Eisen für Kraft schafft, um die Knochen zu zerbrechen. Ich hätte ihn beim wahrhaftigen Gott zu allen Teufeln in die Hölle hinab spedirt. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber wenn mein Herz spricht, da kann ich mich nicht zurückhalten. — Meinem Dank gegen Sie thut das keinen Eintrag. — Sie wissen gewiß nichts davon — das sagt mir Ihr gutes Gesicht — und nun ist ja keine Gefahr mehr. Denn als Klärchen nur meine Stimme hörte und ihre Hände auf meine Schultern legen konnte, da war keine Kluft der Meinung und des Glaubens mehr zwischen uns — da hörte, fühlte sie mein Herz schlagen, da wußte

sie gleich, wie es mit mir und dem Herrn Christus stand."

Die Präsidentin konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen, als Konrad von Sandauer zu sprechen begann. Dieser freilich hatte ihr die Sache in einem anderen Lichte dargestellt. Nach ihm hatte Klara aus freiem Entschlusse dem Orden angehören wollen und sei nur gewaltsam durch die brüske, rohe Art des Bruders darin gehindert worden. Und diesem Bruder hat Frau Turneyssen sein Unrecht vor die Seele führen und zugleich ihre Entrüstung unverholen aussprechen wollen, bis denn der Eindruck seiner Erscheinung den Dingen eine andere Wendung verlieh, die bescheidene, Vertrauen erweckende Art seines Auftretens, seine einfache, herzliche, kräftige, etwas sorglose Redeweise bei ihr den Ausschlag zu seinen Gunsten gaben. Gleichwohl und vielleicht im Schwanken zwischen dem alten Freunde und diesem neuen gebietenden Eindruck war ihr das Gesprächsthema peinlich, und wenn sie die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüberleitete, so geschah es darum und vielleicht auch in der fortdauernden Einwirkung der inneren Aufregung, in welche sie die Persönlichkeit des Fabrikarbeiters versetzt hatte.

„Ihr Name ist Hosbeck?" fragte sie.

„So nennt sich mein Vater."

„Der lebt noch?"

„Gott schenke dem alten Manne noch lange und frohe Tage! Er ist hoch in den Siebenzigen — aber noch frisch und rüstig."

„Und er führte nie einen anderen Namen?"

„Bitte, Frau Präsidentin — das klingt verdächtig — mein Vater ist ein Ehrenmann, und nur Leute, in deren Leben ein dunkler Punkt, nur diese pflegen den Namen zu wechseln."

„So war es nicht gemeint, junger Mann. — Sie gehören auch zu Denen, welchen bei der unschuldigsten Frage gleich der Kopf lichterloh brennt. — Braucht man denn bei meiner Frage gleich etwas Schlimmes zu denken? Sie sind in Franken zu Hause?"

„Woher wissen Sie das, Frau Präsidentin, wenn ich fragen darf?"

„Aus dem Spessart?" fuhr die Fragende fort, ohne Konrad zu antworten.

„Nein, wenigstens vier Tagereisen davon entfernt, aus dem Fichtelgebirge, das ist ein großer Unterschied, den wir fast wie Nord und Süd betrachten. Meine Heimat ist fast schon nordisch, in Land wie Leuten, in Tracht wie Charakter — was immer zusammenhängt — während das Land links des Mains milde sowohl in Klima als im Menschenschlag ist, katholisch im Glauben und

katholisch in hellen, bunten Farben. Mein Vater ist ein armer Mann, sehr arm; die liebe Noth war unsere zweite Mutter, nachdem die erste früh gestorben. Ich habe mein Schwesterchen förmlich erzogen, habe es gewiegt, gewartet und gepflegt — ich hatte das Würmchen auf dem Arm, als unsere Mutter im Sarge lag — und wie ich das bleiche Muttergesicht so recht ansah, daß ich dachte, ich möchte es mit meiner Sehnsucht wieder erwecken, da war es mir, als öffneten sich die Mutteraugen noch einmal und wendeten sich nach mir, und die blassen Lippen bewegten sich und flüsterten mir zu: ‚Sei Du gut gegen das Kind Deiner Mutter.‘“

Konrad mußte sich abwenden, um seine Thränen zu verbergen, die längst schon bei der Erwähnung seiner Mutter in seiner Stimme hörbar geworden waren. Dann wandte er sich wieder an die Präsidentin:

„Ich habe Ihnen da eine Geschichte erzählt, wie sie alle Tage geschieht und gar nicht interessant ist — Im Grunde wollte ich Ihnen erzählen, daß ich von Profession ein Zeugschmied und als solcher in die Welt gewandert bin, den Rhein hinunter bis nach Lüttich, wo ich mich dann auf die feinere Ausbildung meines Handwerks legte und vor mehreren Jahren von den Herren ‚Stiemens und

Weise' in meinen jetzigen Wohnort verschrieben worden bin. Mein Schwesterchen wanderte auch vor zwei Jahren aus der Heimat aus, hierher. Zu Hause in unserem Gebirgsthale ist nicht viel zu holen, wenigstens nicht so viel, daß wir unseren alten Vater ernähren können. Da haben Sie unseren Lebenslauf, unterhaltend ist er nicht sehr, eben eine gerade Straße, auf der sich zwei Menschen immer nach einander umsehen."

„Und Ihren Vater haben Sie ganz allein zu Hause gelassen? Nicht einmal Ihre Schwester ist bei ihm geblieben, um die Gebrechlichkeit seines Alters zu stützen?"

„Gott sei Dank — er ist noch frisch und rüstig; trotz seines hohen Alters macht er noch große Wanderungen. Er ist jetzt nur die Wintermonate zu Hause, sonst ist er immer unterwegs. Die Wanderlust hat sich erst später eingestellt, wir wollten ihn darin beschränken. Das war ihm unbequem, und darum drängte er, daß auch Klärchen aus dem Hause ging — er ist ein seltsamer Mann, aber doch ein recht lieber, guter Vater."

Die Erzählung Konrad's machte Frau Turneyssen still und nachdenkend. Bei Konrad's Eintreten war es ihr gewesen, als sehe sie Einen von der Familie eintreten. So hoch wie Konrad waren alle Turneyssen, und auch im Gesicht Konrad's wollte sie

eine unverkennbare Familienähnlichkeit gefunden haben. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke an Jean Timotheus, der vor langen Jahren Haus und Vaterstadt verlassen hatte und seitdem verschollen war. In Franken, im Spessart sollte er wieder aufgetaucht sein, und schon glaubte die Präsidentin auf die richtige Fährte gekommen zu sein, als Konrad das Frankenland als seine Heimat angab, bis dann Konrad's Bezeichnung des Fichtelgebirges als seiner speziellen Heimat die Spur wieder verschüttete. Außerdem war so manches Andere, was nicht mit den Verhältnissen übereinstimmte; so die kümmerlichen Verhältnisse, die Konrad geschildert hatte, während der Verschollene seinen Vermögensantheil mit sich in die Fremde genommen hatte, eine Summe, die so bedeutend war, daß eine große Familie von den Renten derselben eine behagliche, ja glänzende Existenz haben konnte. Hingegen war die Art und Weise, wie Konrad seinen Vater und dessen Eigenthümlichkeit darstellte, ganz und gar angethan, das Interesse der Präsidentin neu zu erwecken und ihr Nachdenken über etwaige Möglichkeiten, die widersprechenden Data in Einklang zu bringen, herauszufordern. Vielleicht hätte sie in diesen ihren Gedanken die Anwesenheit des jungen Mannes ganz vergessen, wenn nicht Weisert gekommen wäre und ihr halblaut in das Ohr gesagt

hätte: „Der Herr Obergerichtsrath wartet draußen auf dem Flur. Er sagte, er müsse die Frau Präsidentin sogleich sprechen; er sei in einer höchst wichtigen Angelegenheit hier."

„Gut, er soll hereinkommen," war der Bescheid der Präsidentin, — dann aber, auf den jungen Mann sehend, änderte sie den Bescheid dahin ab, daß der Diener den Freund in das kleine Kabinet neben Ada's Zimmer führen solle. Sie wollte ein Zusammentreffen der beiden gegnerischen Elemente vermeiden, und bat deßhalb Konrad, nachdem Weisert das Zimmer verlassen hatte, noch einige Augenblicke zu warten, bis der Obergerichtsrath in das erwähnte Gemach geführt worden wäre. Nochmals dankend, verabschiedete sich Konrad von der Präsidentin, die ihm nachsah wie Einem, dessen gemüthvolle Mannhaftigkeit ihr gar wohl gefallen hatte.

Sandauer blieb über eine halbe Stunde bei der Präsidentin. Als er gegangen war, fand Weisert seine Herrin in der größten Aufregung, jedenfalls in Folge der Mittheilungen, welche der Obergerichtsrath ihr gemacht haben mußte. Sie gestikulirte heftig und sprach ganz laut vor sich aus:

„Daß meinem Hause so Etwas widerfahren muß! Ich habe nie auf das alberne Geschwätz der Leute gegen den Bewohner des Pavillons gehört — ich habe den Riedner immer für einen ordentlichen

Mann gehalten — und nun muß ich jetzt doch das Gegentheil erfahren. Mein Haus dazu im Gerede der Leute! Das arme Kind! Was wird aus dem Mädchen werden? Er hätte wenigstens an dieses denken sollen. Daß ich alte Frau mich in einem Menschen noch so sehr täuschen konnte — daß die bösen Mäuler, die dem Riedner nie was Gutes zugetraut haben, daß sie doch Recht behalten sollen, daß auf meinem Grund und Boden dieser Makel haften bleiben soll!"

Während im Vordergebäude Frau Turneyssen in diesen Klagereden sich über die Bewohner des Pavillons erging, saßen diese bei einbrechender Dämmerung in der größten Gemüthsruhe in der Wohnstube beisammen. Herr Riedner hatte es sich auf dem Sopha bequem gemacht und Cilly saß am Fenster, die Hände in den Schooß gelegt und die dunkeln Augen sinnend und träumend hinaus in die Ferne gerichtet. Der Thürmer hatte bereits das Abendlicht angezündet, um den Kirchthurm trieben noch einige Spatzen vor dem Gutenachtsagen Kurzweil, über den Dächern war noch heller Abendschein, während es unten im Garten schon ganz dunkel wurde. Schließlich brach Cilly das Schweigen:

„Es ist doch recht schade, Ohm, daß der Winter vorbei ist. Er war so schön, und die Eisbahn wird die schönste Erinnerung meines Lebens bleiben."

„Namentlich der Moment," fügte Herr Markus scherzend hinzu, „wo Du einbrachst und wie eine gebadete Maus herausgezogen wurdest."

„Wenn kein Sperling ohne den Willen Gottes vom Dache fällt, dann wird auch kein Menschenkind, denke ich mir, so ohne Grund in das Wasser plumpsen. All' Ding hat seine Bedeutung."

„Und seine Zeit," — setzte Herr Markus hinzu, — „Schönhändchen sitzt wieder hier — legt die Hände in den Schooß und träumt."

„Das ist meine angenehmste Beschäftigung, Ohm," sagte lachend das Mädchen, die dunklen Locken schüttelnd. „Nichts ist mir verhaßter, als was man so die Handarbeit zu nennen pflegt. Gedankenarbeit ja — der könnte ich nimmer müde werden, mit meinem Geiste im Himmel und auf der Erde umherzufliegen, zu erkunden, woher die Sterne glänzen und die Blumen duften. — Die Hände aber, die hat der liebe Gott mir ganz unnütz anwachsen lassen — nein, unnütz das will ich nicht sagen — sie sind schön — also haben sie die erste Berechtigung des Daseins — andere Leute haben Werktagshände bekommen zum Arbeiten — ich dagegen Sonntagshände zum Feiern."

„Wenn Du es nur nicht noch lernen mußt, Cillychen, die Hände zu regen. Hand und Verstand reimen sich nicht ohne Grund, keines ohne

das andere — wenn ein rechtes, vollkommenes, gesundes und schönes Leben daraus werden soll, merke Dir das, mein Kind. Ich muß Dir endlich einmal sagen, daß das nun nicht länger mehr geht. Du mußt Dich bequemen, irgend etwas zu lernen, wodurch Du Dir einmal eine selbstständige Existenz begründen kannst."

Zur Antwort wiegte sich Cilly lachend auf dem Stuhle. „Wozu denn das?" sagte sie dann. „Ich werde ja einmal eine vornehme Dame."

„Was sind das für Raupen, die Du in Deinem Gehirn hast?" polterte Riedner heraus. „Lasse mich nie wieder so Etwas hören, Du wirst mich ernstlich damit böse machen. Und wenn Du Dir nicht bald die fixe Idee mit ‚Schönhändchen' aus dem Kopfe schlägst, wenn Du Dich nicht bald zur Arbeit bequemst, dann werde ich Dich dazu zwingen."

Bei dem letzten Worte war Cilly aufgesprungen, in dem sich aufbäumenden Trotz schien ihre Gestalt gewachsen zu sein, aus ihren Augen zuckten auf ihren Pflegevater Blitze lodernden Zornes, aber nur einen Augenblick, dann schlug sie eine helle, fröhliche Lache auf, und sich mit süß einschmeichelndem Wesen an den alten Mann lehnend und ihre nixenhaften Augen zu ihm emporhebend, sagte sie zu ihm, daß er sich wohl nicht gut ausgedrückt habe, daß er wohl etwas Anderes habe sagen wollen,

ihr sei dieses Wort ganz unbekannt und unverständlich, ihr Geist habe sich in das Wörterbuch ihres Lebens viele Dinge und Begriffe eingeschrieben, aber Zwingen stände niemals im Vokabularium ihrer Seele.

„Ich bin dem Wesen und dem Willen dieses Mädchens gegenüber machtlos, ich bin für die Aufgabe, die mir Erna gestellt hat, zu schwach. Was horchst Du?"

„Ohm, hörst Du nichts? Es klopft drüben an der Thüre Deiner Stube — von innen klopft es —"

Riedner war vom Sopha aufgesprungen und aus der Stube verschwunden. Cilly hörte, wie er den Schlüssel in die gegenüberliegende Thür steckte und dieselbe hinter sich zuschloß. Woher konnte das Klopfen kommen? frug sich das von dem Geräusch ebenso wie von dem blitzschnellen Verschwinden des Ohms betroffene Mädchen. An Gespenster zu glauben, dazu war sie nicht die Natur, und es war keine Täuschung des Ohres; das Klopfen konnte nur von einer Menschenhand kommen.

„Aber" — fragte Cilly sich weiter, „wie kam Jemand hinüber in das Zimmer, ohne daß sie es bemerkt hätte? Von dem einzigen Zugange zu dem Pavillon, den sie kannte, von dem gewöhnlichen Eingange war das ganz unmöglich. — Horch!

Wurde drüben nicht gesprochen? Sie öffnete die Thür leise, schlich sich über den Flurgang und legte ihr Ohr an die Thüre des jenseitigen Zimmers. Es sprach Jemand — eine Frauenstimme — es war eine helle, jugendliche Tonfärbung. O sie kannte diese, obwohl sie deren Ton nur ein einziges Mal gehört hatte, aber die Erregung hatte damals ihr Ohr geschärft und die Bedeutung des Moments damals ihre Erinnerung wach gehalten; sie erkannte jetzt die Stimme Ada's wieder, trotzdem sich nur einzelne abgebrochene Worte und Sätze vernehmen ließen.

„Ich hörte, wie Sandauer es eben Mama erzählt — Meine Freundin — gestorben — Ihr Gift — Anzeige an das hiesige Gericht — in Haft genommen — schnell — fort — Alles."

Nun wurde leiser gesprochen, so leise, daß Cilly nichts mehr deutlich verstehen konnte, es waren dumpfe Laute — dringend — heftig — wie eine stürmische Bitte — aber durchaus nicht zu verstehen. — Endlich hörte Cilly das Knarren einer Thüre, dann wurde es ganz still — es schien Niemand mehr in der Stube zu sein. Jetzt wurde auch Cilly's Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung geleitet. An der Gartenthür wurde die Klingel gerissen. Zitternd und eigentlich nicht wissend, was sie thun wollte, flog Cilly durch den Garten, um

die Thüre zu öffnen. Vielleicht war es ein Freund, ein Bekannter, dem sie das eben Erlebte, Räthselhafte mittheilen konnte. Sie schob den Riegel im Innern zurück. War es Zufall, war es Schickung, daß vorhin im Dämmer des Abends eine Gestalt in ihre Gedanken getreten war, derselbe Mann, der jetzt vor ihr stand, um den sich die Kreise ihres Stahlschuhes wie Ihrer Gedanken gezogen hatten — ihr Retter, Graf Wildner?

Silvius war von der unerwarteten Begegnung nicht weniger betroffen als Cilly. Zu dem Gefühl, das in diesem Augenblicke des Wiedersehens sein Herz wonniglich durchschauerte, paßte freilich seine Begleitung wenig. Es waren noch zwei Männer mit ihm, ein jüngerer mit einem Aktenheft unter dem Arm und einer in der Uniform eines Gerichtsdieners.

„Ich komme in keiner sehr angenehmen Eigenschaft hierher, mein Fräulein," redete er Cilly an, und die folgenden Worte sprach er leiser und nur ihr verständlich. „Ich muß Sie herzlich bitten, mein Fräulein, meine Pflicht als Gerichtsbeamter nicht zum Maßstabe meiner Person zu nehmen und des Glückes, welches ich in Ihrem Wiedersehen so tief empfinde!"

Wenn gleich die Begleitung des Grafen nach dem, was sie vorher von jener weiblichen Stimme vernommen hatte, nichts weniger als beruhigend für

Cilly wirkte, so wurde ihr doch im Angesichte Wildner's das Herz leichter.

„Ist Herr Riedner zu Hause?“ fragte dieser.

„Nein,“ antwortete das Mädchen mit einer gewissen Festigkeit der Stimme.

„Wissen Sie auch nicht, wo er gegenwärtig ist?“

„Ich weiß es nicht,“ war ihre Antwort, bei welcher sie wie zur Betheurung die Hand auf's Herz legte.

„Kommen Sie,“ sagte er zu seinen Begleitern, „wir müssen uns selbst überzeugen.“

Cilly schloß die Thüre wieder zu und folgte den drei Männern in den Pavillon.

Hier wurde von dem Grafen eine genaue Durchsuchung des Wohnzimmers vorgenommen. — Als er die Thüre zu dem kleinen Raume öffnen wollte, in welchem Cilly schlief, legte sich des Mädchens Hand fest und energisch auf seinen Arm in der Absicht, das Oeffnen ihres Schlafgemaches zu verhindern, und mit stummer, flehender Bitte schauten ihre Augen zu ihm auf. Wildner verstand Alles; ein wehmüthiger Zug flog über sein schönes Antlitz und wehmüthig klang es, als er sagte:

„Ich kann nicht anders, mein Fräulein, — ich muß Alles durchsuchen. Das ist die schwerste Pflicht, die ich je geübt habe.“

Cilly hinwiederum verstand die Zartheit der

Empfindung, als Wildner nicht selbst das Gemach betrat, sondern den Gerichtsdiener mit der Durchsuchung desselben beauftragte. Cilly stand abgewandt am Fenster.

„Was sind da drüben für Räume, mein Fräulein?“ fragte Wildner weiter.

„Ich weiß es nicht — ich bin nie dort gewesen — kann es also auch nicht sagen.“

Wildner ging hinüber, drückte auf die Klinke des Thürschlosses — die Thür war verschlossen.

„Oeffnen Sie,“ — befahl er dem Boten, der ein Schlüsselbund hervorzog, das er für solche Fälle bereit hatte. Die Thüre ging auf. Mit der Kommission trat Cilly in das Zimmer, nicht ohne ein Gefühl der Neugierde nach Dem, was wohl der Raum enthalte, der ihr so lange verboten war.

Es war ein saalähnliches Gemach, das jedenfalls früher zu Gesellschaften benützt worden. Die Wände waren weiß getäfelt; um die grüne Einfassung der Täfelung liefen verblichene Goldleisten; in einer Ecke stand ein sehr niedriges — fast ärmliches Bett. An einem Nagel der Wand hingen einige alte Kleidungsstücke. Ein Waschtisch — ein altes offenes Bureau bildete das ganze Meublement dieses Zimmers, das gar nicht so geheimnißvoll aussah, als es Cilly durch das strenge Verbot ihres Pflegevaters immer erschienen war. Wildner unter-

warf auch hier alle Gegenstände einer sehr eingehenden Untersuchung, und Cilly wollte vor Angst fast das Herz stille stehen, als er die Fügungen der Wandtäfelung sehr genau und sorgfältig untersuchte, denn sie glaubte den Ohm hinter der Täfelung verborgen. Doch schien Wildner nichts Verdächtiges gefunden zu haben im ganzen Gebäude. Dahin lautete das Protokoll, welches er dem Schreiber in die Feder diktirte. Während er dieses that, gingen seine Augen noch einmal aufmerksam durch den Raum, doch schien ihm auch dieses Mal nichts Bemerkenswerthes aufzustoßen, es müßte denn ein kleiner, dunkler, unscheinbarer Gegenstand gewesen sein, der am Boden lag und nach welchem er sich bückte, um ihn aufzuheben. Als der Schreiber und der Polizeibeamte auf sein Geheiß den Pavillon verließen, blieb Wildner im Flur bei Cilly zurück.

„Wann, mein Fräulein, wird Ihr Ohm zurückkehren? Ich frage jetzt nicht als Gerichtsperson — nein, mein Herz — die Sorge um Sie gibt mir diese Frage ein."

Fast schien es, als hätten Cilly diese Worte beleidigt; denn stolz warf sie den Kopf zurück und sagte kurz und herb:

„Ich danke Ihnen."

Wildner ließ sich dadurch aber nicht abschrecken; tief und seelenvoll ruhte sein Blick auf dem Mäd-

chen, das von ihm mit dem Haupte abgekehrt war und fast trotzig bei Seite blickte. Mit einem Klange, der aus dem Herzen kam, fuhr er fort:

„Wenn er nun nicht wieder zurückkehrt, heute nicht — und morgen nicht — und vielleicht gar nie mehr? Sie können doch nicht allein hier in dem Pavillon hausen.“

Mit dieser Bemerkung schien über Cilly erst das Bewußtsein des Verlassenseins gekommen. Sie wollte vor fremden Augen ihren Schmerz nicht merkbar werden lassen, aber ihr Gefühl war stärker als ihr Wille. Ihr Schluchzen brach um so heftiger hervor, und damit vermischte sich die Klage und die Aeußerung der Angst und Sorge um den Verschwundenen.

„Weinen Sie nicht,“ bat Silvius. „Sie haben einen Freund — einen Beschützer in mir, und wenn Sie Vertrauen, aber recht herzliches Vertrauen zu mir haben, dann werde ich Sie zu einer mütterlichen Freundin von mir bringen, einer guten Frau, bei der es Ihnen wohl sein und deren sanftes Herz Ihren Schmerz lindern wird.“

Durch ein mehrmaliges Nicken gab Cilly ihre Einwilligung zu erkennen. Silvius veranlaßte sie, das Nöthigste mit sich zu nehmen, dann schloß er den Pavillon ab. Im Garten warteten seiner der Schreiber und der Gerichtsbote. Letzteren verab-

schiedete er; den Schreiber bat er, ihn und die junge Dame bis zur Wohnung einer Freundin seiner Mutter zu begleiten und unten so lange auf ihn zu warten, bis er das Mädchen bei Jener eingeführt habe und wieder herabkommen würde. Dann reichte er Cilly den Arm, und so gingen Beide — so wandelten sie in den Abend hinein, und Silvius wandte sein glühendes Antlitz bald nach rechts, bald nach links. Von überall kam ihm eine Witterung, als sei eben der Frühling hereingebrochen.

Elftes Kapitel.

Verdächtige Spuren.

Es waren seit der Katastrophe im Pavillon vierzehn Tage vergangen; Herr Markus Riedner war nicht wieder zum Vorschein gekommen. Ueber sein Verschwinden herrschte vollständiges Dunkel. Die Haussuchung war durch den Obergerichtsrath veranlaßt worden. Vom Gerichte einer fernen Stadt der Monarchie war ihm eine Anzeige zugekommen. Dort war nämlich die Frau eines Beamten, eine vielgefeierte Schönheit, plötzlich ohne bestimmte Todesursache verstorben. In ihrem Nachlaß hatte man eine kleine Flasche mit einer weißen Flüssigkeit vorgefunden, auf welcher ein Zettel mit dem geschriebenen Worte „Gift" aufgeklebt war. Der Inhalt derselben war von einem Chemiker als Sachverständigen untersucht und als eine klebrige, harzartige Emulsion irgend einer Pflanzenart be-

zeichnet worden. Die Versuche, die man mit der Flüssigkeit an Thieren anstellte, hatten die tödtliche Wirkung des Giftes konstatirt. Wie die Verstorbene in den Besitz desselben gelangt war, darüber wußte Niemand Auskunft zu geben, selbst der Gatte derselben nicht, auch nicht die Zofe. Die Flasche selbst war in so geheimer, sicherer Verwahrung aufgefunden worden, daß ihr Vorhandensein offenbar für Jedermann Geheimniß bleiben sollte. Zuletzt fand man unter den Papieren der Todten eine alte Postadresse mit dem Poststempel der Stadt, in welcher wir uns, als dem Orte der Begebenheiten, befinden. Recherchen bei dem Postamte ergaben, daß schon seit Jahren solche Postsendungen dort aufgegeben wurden und zwar von Herrn Markus Riedner. Welches Resultat hätte dem Obergerichtsrath willkommener sein können, als dieses! Herr Markus Riedner war ihm gänzlich gleichgültig; in einem andern Falle würde er ihn vielleicht geschont haben, um Cilly's willen, die sein höchstes Interesse erregt hatte. Aber dieser Fall bot seinem Hasse gegen den Maler eine sichere Handhabe. Die Entziehung des Benefiziums sollte der erste Schlag sein, den er gegen den jungen Mann führte. Der Pavillon wurde nach diesem Ereigniß, das wußte er genau, von der Präsidentin nicht mehr vermiethet. Wie die Besitzerin sich dasselbe zu Herzen

nahm, haben wir gesehen. Nie — nie wieder würde sie sich solchen Eventualitäten aussetzen, und wenn selbst das fatale Gebäude in Schutt fallen sollte. Noch weniger aber würde sie sich herbeilassen, dem Kunstjünger den pekuniären Ausfall zu ersetzen. Ihr Budget für Wohlthaten war genau festgesetzt; sie ging darüber unter keiner Bedingung hinaus, und die einzige Stelle, wo sie ihrer Tochter gegenüber konsequent, ja sogar hart sein konnte, war der Geldpunkt.

Mit Ada war seitdem eine auffallende Veränderung vorgegangen. Ihre Laune, ihre Heiterkeit, ihre Lebensfrische schienen erstorben; sie war aufgeregt, zerstreut, gereizt. Sie gab ihrer Mutter auf deren Fragen nur halbe oder verkehrte Antworten, sie hielt sich viel in ihren Zimmern auf, sie ging fast gar nicht mehr aus; an den Mahlzeiten nahm sie nur insofern Theil, als sie ihrer Mutter gegenüber saß und ihre Serviette entfaltete. Bei jedem Ton der Hausklingel schrak sie zusammen.

Bei Tische war es, als ihr Weisert ein Billet einhändigte, mit dem Bemerken: der Diener des Grafen Silvius habe es gebracht.

„Was will denn Der von Dir, mein Kind?“ frug die Präsidentin, als Ada die Zuschrift heftig erbrochen und überflogen hatte. „Ich glaubte doch,

Wildner sei bei Dir bereits außer Mode gekommen."

„Er will mich sprechen; in einer Stunde kommt er, — allein, ohne Zeugen will er mich sprechen. Was weiß ich, was das bedeuten soll?"

„Was das bedeuten soll? Das könnte ich mir wohl denken. Aber das sage ich Dir, Ada, wenn er ein Wort der Entscheidung von Dir haben will, — lasse Dich nicht wieder von Deiner Laune regieren, bestimme Dich, sage Ja. Du bleibst mir sonst sitzen, und ich habe das Meinige nicht darum zusammengehalten, daß Du davon eine Stiftung für mittellose Waisen mit Speck und gequollenen Erbsen machen sollst — sage Ja — ein Wildner kommt nicht alle Tage. Geh', Adachen, — mache Deiner Mutter diese Freude!"

Ada reichte ihrer Mutter mit einem gewissen wehmüthigen Affekt die Hand. Ihr Auge war feucht, ihr Blick sinnig; die inbrünstige Bewegung nach ihrer Mutter hin schien ein Anlauf, als wollte sie Alles, was ihr Herz und Gemüth bedrückte, quälte, in das Herz Derjenigen ausschütten, welche ihr das Leben gegeben hatte, und welche nie etwas so sehr geliebt hatte, als dieses einzige Kind. Hätte sie es doch gethan, vielleicht wäre ihr eine lange Tortur ihrer heiligsten Empfindungen erspart geblieben, wäre ihr ein kostbarer Theil ihrer schönen

Jugend nicht verloren gegangen, aber sie that es nicht, sie hielt in diesem Anlauf des Herzensvertrauens wieder inne. Sie sprach eine Ueberzeugung aus, als sie zu ihrer Mutter sagte:

„Ach, Mama, wegen eines Antrages kommt der Graf wohl nicht."

„Wer weiß, Adachen? Er will Dich allein sprechen, das ist vielbedeutend, obgleich das von ihm kein ganz gerechtfertigtes Ansinnen ist, mit einer unverheiratheten Dame ein Zwiegespräch ohne Zeugen zu verlangen. Du bist aber selbstständig genug, um jede Duenna bei Dir überflüssig zu machen. Und höre, Adachen, frage den Grafen bei dieser Gelegenheit doch, wie die Sache mit dem Riedner steht. Wildner hat die Untersuchung."

„Hat die Untersuchung, Mama? Wer — wer hat Dir das gesagt?"

„Der Obergerichtsrath; er hat sie ihm übergeben."

Ada wurde plötzlich leichenfahl, sie wankte aus dem Zimmer. Vielleicht ahnte sie jetzt, in welcher Angelegenheit Wildner sie zu sprechen wünsche.

Eine Stunde später trat Silvius in Ada's Boudoir.

Welche hohe, geistige Gewalt das Mädchen über sich selbst hatte, zeigte sie in der Art und Weise, wie sie den Grafen empfing; unbefangen, freundlich,

sogar mit einer gewissen herzlichen Vertraulichkeit, als ob zwischen ihnen gar nichts vorgefallen wäre, ohne jede Beziehung auf das tête-à-tête im Clair-obscur des Palmenboudoirs. Die Konversation entspann sich zwischen ihnen Beiden auf das Lebhafteste. Ada sprach über Alles; sie wußte den unbedeutendsten Dingen eine Färbung zu geben, die alltäglichsten Erscheinungen ihrer Umgebung in origineller Anschauung darzustellen. Sie sprach über ihre Erlebnisse, seit sie Beide sich nicht gesehen hatten, über die Bücher, die sie gelesen, die Bilder, die sie gesehen, und die Dummheiten, die sie gehört. Sie war heiter und lebendig, sprühend und glänzend wie immer. Silvius ging auf diese Tonart ein; sein Geist wiegte sich in leichten, graziösen Scherzen, er variirte ihr Gesprächsthema in der virtuosesten Weise, so daß bald er die Oberstimme nahm, bald dieselbe an Ada gab und schließlich daraus das vollendetste Capriccio zwischen zwei Geistern wurde, die sich gegenseitig durchschauen wollten, indem sie sich vor einander zu verhüllen suchten.

Ada gab zuerst das Spiel auf. Die Abspannung während dieser Tage war zu aufreibend gewesen, die Erregung im Angesichte des Beamten zu gewaltig, als daß nicht selbst eine Spannkraft wie die ihre erlahmt wäre.

„Aber, mein Gott, nun fällt es mir eben ein, Sie zu fragen, Graf Wildner, warum Sie denn eigentlich kommen? Ihr Billet lautete so dringend, und sogar auch ein wenig gebieterisch."

„Ich wollte nicht unhöflich sein, mein Fräulein, und erst abwarten, wann Sie geneigt wären, den Zweck meines Kommens zu vernehmen."

„Aber bitte, vorher noch einen Auftrag meiner Mutter. Ich soll Sie, Herr Graf, fragen, wie die Riedner'sche Angelegenheit, die Sie führen, steht."

„Das kann nicht der Ernst Ihrer Frau Mutter sein."

„Wie so denn nicht? Warum glauben Sie das, Graf Wildner?"

„Weil eine in den Verhältnissen der Welt und Gesellschaft so bewanderte Dame, wie Ihre Frau Mutter, niemals einen Priester nach dem Geheimnisse des Beichtstuhles fragen wird. Was mein Herz in die Angelegenheit hineintragen kann, soll redlich geschehen. Wie die Sache sich gestalten wird, ob zu Gunsten oder Ungunsten Dessen, auf den ein schwerer Verdacht gefallen ist, das hängt lediglich von Ihrer Aussage ab, mein Fräulein."

Ein Todesschreck zuckte durch Ada's Herz, ihr Haupt sank wie geknickt auf die Schultern, doch bald gewann sie wieder Fassung.

„Von meiner — meiner Aussage?“ wiederholte sie stammelnd.

„Ja, mein Fräulein. Vielleicht,“ — hier ging die Stimme des Grafen von ihrer trockenen, fast geschäftsmäßigen Tonfärbung in eine mitleidvolle, weiche Stimmung über, — „vielleicht begehe ich eine Pflichtverletzung, indem ich gewisse Fragen, die ich in dieser Sache als Richter an Sie thun müßte, als Privatmann an Sie richte — als Freund,“ setzte er bedeutsam hinzu.

„Das klingt doch gerade, als ob ich zu dem Falle in irgend einem Bezug stände,“ sagte Ada.

Ihr Athem ging schwer und ihre Blicke blieben starr am Boden haften. Sie vermied, denjenigen des Grafen zu begegnen. „In einer Untersuchung genannt zu werden, in welcher Gift eine Rolle spielt, das ist eben nicht sehr erquicklich.“

„Ah, also Sie wissen, daß in diesem Falle Gift im Spiele ist! Ich bedaure, Fräulein Ada, — aber dieser Umstand ist doch etwas eigenthümlich.“

„Ein Beweis, Graf Wildner, daß andere Ihrer Herren Kollegen das Amtsgeheimniß vielleicht nicht mit so barbarischer Strenge bewahren, als Sie. Fragen Sie meine Mutter, sie wird es Ihnen eben so gut sagen können und auch wer es ihr mitgetheilt hat, noch dazu ein Beamter, der im Range über Ihnen steht, Graf Wildner, der Obergerichts-

rath Sandauer, wenn Ihnen das so verdächtig oder, mit Ihnen zu sprechen, eigenthümlich klingt."

„Sie ereifern sich und werden empfindlich, mein Fräulein, und das haben Sie mir, dem Freunde gegenüber nicht nöthig. Ich wollte Ihnen nur bemerken, wie auffallend es ist, — daß man, ehe die Kommission zur Haussuchung in dem Pavillon angelangt war, daß man Ihre Stimme gehört haben will."

„Wo soll das gewesen sein?"

„In dem Zimmer mit der weißen Täfelung. Und daß Sie jetzt den Namen des Obergerichtsraths als Ihre Quelle nennen, stimmt auffallend mit der Angabe, nach welcher Sie ebenfalls in dem weißen Zimmer meinen Vorgesetzten als Ihren Gewährsmann bezeichnet haben sollen. Nach derselben hätten Sie den Herrn Riedner auf die Gefahr, die ihm drohe, aufmerksam gemacht, ihn gewarnt."

Ada machte eine Miene wie Eine, die sich durch ihre eigene, unvorbedachte Erwähnung des Obergerichtsraths in einer Schlinge gefangen habe. Die Worte des Grafen waren Fesseln, die ihr allmälig angelegt wurden, die sie schwerer als eiserne drückten und denen sie sich vergeblich zu entwinden versuchte, wenn sie schon all' ihre geistige Energie aufbot, um ihrem Gegenüber die Spitze zu bieten.

„Und wer will mich gesehen haben, Graf Wildner?“ frug sie fast trotzig, den Kopf zurückwerfend.

„Gesehen — Niemand — aber gehört — Ihre Stimme — so deutlich — genau, daß mein Gewährsmann darob Zeugniß vor Gott und Menschen ablegen möchte.“

„Ihr Gewährsmann! Vielleicht drücken Sie sich nicht korrekt aus — ein Femininum wäre vielleicht richtiger — die Schlittschuhläuferin — die Pflegetochter des Herrn Riedner — vielleicht. Hab' ich's getroffen?“

„Darauf steht mir keine Antwort zu, Fräulein Ada, — ich brauche Ihnen keine Persönlichkeit zu nennen und werde es auch nicht thun.“

„Angenommen, daß Ihr Gewährsmann mich gehört haben will, so müßte er mich doch wohl auch gesehen haben. Es müßte mich doch Jemand haben in den Pavillon eintreten sehen. Oder glauben Sie, daß ich durch Schornsteine und Schlüssellöcher spaziere?“

„Das haben Sie nicht nöthig, Fräulein Ada, Sie haben andere Gelegenheiten, um Ihre bezaubernden Eigenschaften wirken zu lassen. Der Pavillon könnte zum Beispiel vom Vorderhause her, durch das weiß und grün getäfelte Zimmer einen Eingang haben, den wir nicht kennen. Es käme nur auf

eine sorgfältige Untersuchung an, die ich auch vielleicht durch Sachverständige vornehmen lassen müßte."

Der Graf schien Ada an ihrem empfindlichsten Nerv getroffen zu haben. Im Nu hatte sie sich von ihrem Sitz erhoben, theils vielleicht um aus dieser sie bedrängenden, unheimlichen Ruhe zu kommen, vielleicht auch um durch ihr Abwenden von ihm ihre gewaltige Aufregung zu verbergen.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, — recht herzinnig als ein theilnehmender Freund, sagen Sie mir ohne Rückhalt Alles, was Sie in dieser Sache wissen — sagen Sie es mir, wie Sie es Ihrem Beichtvater sagen würden, es soll als Geheimniß in meiner Brust verschlossen bleiben. Die Hand auf das Herz, ich glaube bei Ihnen an keine Schuld. Ich könnte es nicht fassen, wie ein so hoher, nach allen Gebieten des Lebens hin freiblickender Geist seiner lichten Sphären vergessen und dahin sich verirren könnte, wo die dunklen Mächte des Lebens ihr lichtscheues Wesen treiben. — Ich glaube auch bei Herrn Riedner an keine Schuld, oder meine Menschenkenntniß müßte sich gänzlich bankerott erklären, aber darum gerade wäre es vor Allem dringend geboten, daß das Dunkel gelichtet würde, und das kann nur allein durch Ihre Aussage geschehen, da der Einzige, auf dem vorläufig ein Verdacht ruht und der zur Untersuchung ge-

zogen worden ist, Herr Riedner, leider verschwunden ist."

„Sprechen Sie so viel Sie wollen, Graf Wildner. Von mir werden Sie nichts erfahren. Gleichviel, ob mir von den Dingen, welche Sie da vorführen, etwas bewußt ist oder nicht, so ist es die Art und Weise, wie Sie sich in diesem Moment zu mir stellen, was mich verdrießt — empört."

„Aber, Fräulein Ada, — ist es denn möglich? Kann die Subjektivität Ihrer weiblichen Natur denn wirklich nicht die Pflicht von der Person scheiden? Sitzt Ihnen denn der Graf Wildner oder der Beamte der Justiz gegenüber?"

„Aber Sie vergessen, daß Sie sich mir gegenüber doch als Freund geriren wollten," versetzte Ada mit spöttischer Miene.

„Sie lassen mich in diesem Augenblick das tief bedauern; Sie vernichten und weisen damit jeden Antheil des Herzens in dieser Sache zurück und mahnen mich, streng zu meiner Pflicht zu halten, und diese gebietet mir, daß außer Herrn Riedner auch noch eine zweite Person, daß Fräulein Turneyssen zur Verantwortung gezogen werde."

Aus den Augen des immer noch in großer Erregung auf und nieder gehenden Mädchens flog ein lächelnd spöttischer Blick nach dem Grafen hin, — dieser fing ihn auf und beantwortete ihn, indem er sagte:

„Halten Sie meine Worte für keine leere Drohung! Fräulein Ada, ich habe Sie in der Sorge meines Herzens auf das Inständigste gebeten — es war noch eine Faser, die von Ihrem Wesen sympathisch berührt wurde — das ist nun vorbei. Ihr Wort von vorhin und Ihr Blick haben dieses zarte, das letzte Organ gelähmt, zerstört — nun stehe ich wie in glattem, kaltem Stahl Ihnen gewappnet gegenüber, und heute noch werde ich auf die Verdachtsmomente hin, welche ich gegen Sie als einfache Indizien ausgesprochen habe, bei der Behörde darauf antragen, daß auch gegen Sie die Untersuchung eingeleitet werde."

Ada blieb jetzt vor ihrem Gegenüber stehen, starr, unbeweglich — vier Augen begegneten und maßen sich gegenseitig, die Ada's an der kalten Pflichtruhe Wildner's, und die des Grafen an dem brennenden Hasse, der unter den zusammengezogenen Brauen des vom Gefühle ihrer Ohnmacht durchschauerten Mädchens hervorloderte.

„Mein Fräulein," fuhr Wildner mit kalter Ruhe fort, „Sie wissen um den Aufenthalt des Herrn Riedner — Sie haben ihm zur Flucht verholfen — Letzteres ist evident und daraus folgt nothwendig weiter, daß Sie irgendwie an dem auf ihm ruhenden Verdacht betheiligt sind. — Die Verstorbene soll ihren Tod durch Gift gefunden haben

— die Chemiker der auswärtigen Behörde haben dargelegt, daß die in dem aufgefundenen Fläschchen enthaltene Flüssigkeit von einem Pflanzensaft herrührte — eine Emulsion, wie solche zum Vorschein kommt, wenn man zum Beispiel in den Stamm der Wolfsmilch schneidet. — Merkwürdigerweise habe ich in dem weißen Zimmer, während ich das Protokoll in die Feder diktirte, etwas vorgefunden, einen Gegenstand, der mir nur aufgefallen war, als im Diktiren meine Augen zufällig den Boden streiften — ein Stückchen einer Wurzelart, bei der im Einschneiden dieselbe Emulsion, die weiße, dichte, klebrige Flüssigkeit zum Vorschein kommt, wie sie in dem Fläschchen gefunden worden war."

Ada stand dem Sprecher immer noch in ihrer starren Haltung gegenüber, die nur durch die äußerste Anstrengung bewahrt werden konnte, und diese war an dem Aufzucken und Zusammenpressen der blutleeren Lippen zu bemerken, an dem krampfhaften Tasten der Hand, welche nach einem festen, äußeren Haltepunkt suchte.

„Mein Freund, der hiesige Professor der Botanik," fuhr Wildner fort, „dessen Aussage als des wissenschaftlichen Experten natürlich vor Gericht entscheidend sein wird, hat das Wurzelstückchen als die Mandiokwurzel erkannt, deren Saft ein tödtliches Gift enthält. Die Einwohner der Guyana

tauchen in dasselbe ihre Pfeile. Der Tiger, davon getroffen, brüllt im furchtbarsten Schmerze auf, und in zwei oder drei Minuten erliegt er einer jeden Widerstand abschneidenden Lähmung, besonders der Rückenmuskeln, und in einer Stunde dem Tode. Merkwürdigerweise fand ich dieses materielle Beweismittel hart an der Wand, was die vielleicht sehr gegründete Vermuthung aufrecht erhält, daß die Flucht des Herrn Riedner durch irgend eine Thüre in der Wandtäfelung erfolgte, und daß er im Drängen des Augenblicks das so laut gegen ihn sprechende Beweismittel hat bei Seite bringen wollen. In der Hast des Entfernens mag ein Stückchen davon auf dem Boden zurückgeblieben sein und leitete so auf Spuren, die jedenfalls nicht trügen. Sie haben mir also nichts zu sagen, Fräulein Ada?"

Keine Antwort erfolgte.

„Dann habe ich wenigstens das mich beruhigende Bewußtsein, Sie auf Alles vorbereitet zu haben, so daß die Schritte, die nun in der Sache geschehen, Sie nicht mehr überraschen können. Ich habe meine Pflicht gegen Sie in jeder Weise erfüllt; mein Gewissen ist beruhigt, wenn mein Herz vielleicht auch über die stolze Hartnäckigkeit, den stummen Ingrimm und die tiefe Verkennung blutet, mit der Sie sich mir gegenüberstellen. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, Fräulein Ada."

Er machte eine Wendung und ging nach der Thüre zu. In dem Momente, als er die Hand auf die Klinke legte, fühlte er, wie sein Arm rasch und heftig zurückgezogen wurde von Ada, die mit dem Ausdruck der höchsten Verzweiflung und des heftigsten Seelenkampfes vor ihm stand und in stummem, leidenschaftlichem Flehen ihren Blick zu ihm erhoben hatte. Nur die einzigen Worte „Graf Wildner!“ sprach sie, aber diese waren eingetaucht in den herzerschütternden Laut eines rathlos hin und her schwankenden Herzens.

Vielleicht war es bei Silvius die Ueberraschung, vielleicht bei all' seiner geistigen Schlagfertigkeit doch eine gewisse Unschlüssigkeit, die ihn in diesem entscheidenden Momente nicht den rechten Ton und das rechte Wort finden ließen, so daß seine Worte härter, trockener, unempfindlicher, demüthigender klangen, als sie ihm vielleicht in der Seele lagen, die Worte:

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“

„Nein,“ war Ada's Antwort, „thun Sie, was Sie für Ihre Pflicht halten, Graf Wildner. Die einzige Bitte, die ich noch an Sie richte, ist die, daß Sie mich allein lassen.“

Die Beseelung des herzzerreißenden Seelenjammers war aus ihrem Antlitz gewichen — die Züge waren wie von Stein geworden; hoch und stolz stand

sie vor ihm aufgerichtet, keine Muskelfaser an ihr verrieth das Leben, und Silvius schritt wiederholt langsam der Thüre zu. Der Anblick Ada's, diese plötzliche Umwandlung von der höchsten Anspannung aller Seelenkräfte in die äußerste Entseelung, hatte ihm das innerste Herz bewegt, und wenn er je seinen Beruf verwünscht hatte, so war es in diesem Augenblicke. Es lag ihm noch ein Wort auf der Seele, aber er konnte es nicht zum Ausdruck bringen; er fühlte, daß der Haß einer Frau, der brennendste, unversöhnlichste, ihn aus diesem Zimmer begleite, ein Maß und eine Wucht desselben, die vielleicht sein und Ada's Glück und Wohlergehen für eine lange Zukunft vernichtete oder erdrückte. Hatte ein höherer Wille seine Zunge gelähmt, seine Lippen diesem Zeugniß verschlossen, war hier von der in ewigem Geheimniß und heiligem Hüten der Seelen über uns thronenden Macht die Handhabe gezeigt, an welcher diese beiden im Sonnenstrahl des Glückes und des vollsten Lebensbehagens dahinwandelnden, verirrenden Naturen erfaßt werden sollten? Genug — Silvius fand das richtige Wort nicht — ein Zauber schien es verschüttet zu haben, und so schied Silvius von Ada. An jenem Ballabende geschah es vielleicht durch eine Laune, hier geschah es durch ein Geschick.

Als sich Ada allein sah, glitt sie laut- und

kraftlos zu Boden. Bald aber waren ihre Lebens=geister wieder in Thätigkeit. Vom Boden erhob sie sich und warf sich auf das Sopha, aber auch hier konnte sie vor dem An= und Eindringen, vor dem Wogen und Stürmen der Gedanken keine Ruhe finden.

Das Rollen des Wagens unten im Hausflur schien einen Entschluß in ihr zur Reife gebracht zu haben. Der Wagen hatte ihre Mutter zum Besuch einer alten Freundin gebracht und kehrte leer zu=rück. Sie schellte nach Weisert und ließ durch ihn dem Kutscher befehlen, wieder vorzufahren. Schnell nahm sie Hut und Ueberwurf, und im Einsteigen rief sie dem Lenker des Gefährtes zu: „Zum Ober=gerichtsrath."

Dieser war nicht wenig überrascht, als er solch' seltenen und unerwarteten Besuch bei sich sah. In stürmender, von Zorn, Entrüstung, Angst und Ver=zweiflung beschwingter Rede erzählte sie diesem, was ihr so eben begegnet war. Mit der weißen Hand am Kinn und unter der Brille unverwandt vor sich hinsehend, hörte sie dieser an. Als sie zu Ende war, ging er an den Schreibtisch, nahm ein Papier und überreichte es ihr mit dem Bemerken, daß sie das=selbe lesen möchte. Ada las:

„Gehen Sie, hochgeborener Herr Graf und lieber Herr Kollege, in der Riedner'schen Sache

nicht weiter vor. Dieselbe hat sich durch eine weitere Anzeige des auswärtigen Gerichts von selbst erledigt. Nach vorgenommener Obduktion ist die Verstorbene nicht an dem vorgefundenen Gift, sondern ganz natürlicherweise an Atherom, einer organischen Veränderung und Zersetzung der Arterien gestorben. Also legen Sie alles auf diesen Fall Bezügliche ad acta.

Sandauer."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Georg von

Der Schatz von St. Himmelspfort Roman von Georg Horn

Bd.: 1

Stuttgart und Leipzig 1879
P.o.germ. 1838 e-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11391957-4